In der Welt verloren.

Eine Erzählung

von

Edmund Hoefer.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1869.

Erstes Kapitel.

Felix und Dagobert.

Die Bemerkung Dagobert's gegen Frau von Reuterholm, daß man eine einsiedlerische Wittwe sein müsse, um von allen neuern Vorgängen daheim gar nichts zu erfahren, enthielt trotz alles augenblicklichen Spottes die volle Wahrheit. Es lebten gerade hier im Orte Leute genug, welche, wenn auch für den Moment nicht im Amt und Geschäft, dennoch mit der großen Welt in genauster Verbindung standen und sich für Alles interessirten, was dort geschah; und die neuerlichen Vorgänge in dem Staate, dem der Graf Eylingshausen und der eben bekannt werdende Herr von Othmaringen angehörten, waren nicht blos interessant, sondern auch wirklich wichtig und möglicherweise sogar folgenreich

genug, um eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu rechtfertigen. Der Staat war, gleichviel weshalb, allerdings von seiner frühern Bedeutung zurückgesunken und hatte seinen Einfluß, wie wir von Felix vernahmen, in bedenklichem Maße verloren; allein man mußte denn doch wohl zugestehen, daß dies Zurückgehen einerseits nur durch Anschauungen, Neigungen und vielleicht auch Fähigkeiten derjenigen begründet worden sei, welche bisher an der Spitze gestanden, und daß es andererseits nur auf die rechten, energischen Persönlichkeiten und ein entschiedenes Eingreifen, ein consequentes Durchführen ankomme, um sich wieder einen immerhin noch sehr gewichtigen Einfluß zu sichern. Dazu kam endlich, daß der Zeitpunkt, wo diese Veränderungen stattfanden, ein sehr bedeutender und die politischen Verhältnisse so günstig wie möglich waren. Verstand man daheim sich dies zu Nutze zu machen, wie man es vom jetzigen Fürsten und dem neuen alten Minister annehmen zu dürfen glaubte, so ließ sich fast mit Bestimmtheit erwarten, daß man den beinahe verschollenen Staat schon demnächst wieder im Vordergrunde erscheinen sehen werde.

Zu dieser Auffassung der Dinge stimmte ganz und gar, was man über die Depeschen, welche Graf Felix erhalten, und die Bestimmung erfuhr, die ihm zugedacht worden. Es deutete sich darin weniger ein sogenannter

Wechsel als ein vollständiger Bruch mit dem bisherigen Systeme an, und schon daß man gleich zu Anfang den Posten in *** ins Auge gefaßt und für denselben den Grafen erwählt hatte, der mit solcher Entschiedenheit für seine Ueberzeugung eingetreten war und derselben seine Stellung geopfert hatte, machte in diesen Kreisen einen tiefen Eindruck, ja derselbe wurde durchaus nicht durch die Andeutungen verringert, welche Felix gelegentlich gegen diesen oder jenen Vertrauten nicht zurückhielt, daß er kein rechtes Vertrauen zu den neuen Persönlichkeiten habe und an den Ernst des sogenannten Wechsels nicht glaube, vielmehr seine Ernennung andern Gründen zuschreibe. Man glaubte eben auch ihm nicht, sondern fand für seine — man setzte voraus, nur temporäre — Ablehnung andere Motive heraus, und wäre es auch nur der Rest einer an Erbitterung grenzenden Empfindlichkeit über die Behandlung gewesen, die man ihm während der letzten Zeit seiner Dienststellung hatte angedeihen lassen und die, wie wir erfuhren, allerdings auch in den Augen Anderer, Unbetheiligter ausreichte, seinen Austritt zu rechtfertigen. Was Wunder, wenn ein Mann wie der Graf, der durch das eigene Vermögen und noch mehr durch dasjenige seiner Gemahlin zu einem der reichsten Leute Deutschlands gemacht wurde, seine Freiheit der Abhängigkeit und dem

Dienstzwange, der auch nur möglichen Erneuerung alter Conflicte vorzog, wenn er nur sich und den Seinen zu leben entschlossen war und zuerst und vor allem die Gesundheit und Zufriedenheit, die Wünsche seiner Gemahlin in Rücksicht nahm? Daß die Gesundheit der Gräfin noch nicht für das Klima von *** geeignet sei, und daß sie selbst an dem dortigen Leben und seinem Ton keinen Geschmack finden könne, begriffen die Kundigen — das heißt, mehr oder minder alle — gut genug und fanden es, wenn auch lächelnd, endlich durchaus gerechtfertigt, daß der Graf nicht Lust habe, sich auf längere Zeit von seiner schönen, anmuthigen, liebenswürdigen Frau zu trennen.

Die Leser haben indessen früher schon erfahren, daß das Auftreten des Grafen in Neapel, Gaeta und Rom für die meisten seiner nähern und fernern Bekannten ein sehr überraschendes gewesen war, und daß man noch weniger die Entschiedenheit erwartet hatte, mit welcher er bei seinen Anschauungen verharrte, geschweige denn die Gleichgültigkeit, mit der er die Folgen auf sich nahm. Man kannte ihn nur als den Mann der Gesellschaft, dem es allein in dieser und ihrem Treiben, in all ihren kleinen Wirren und Intriguen wohl war und der sich hier mit einem Takt und Geschick bewegte, das man wohl gelten lassen mußte und das ihn un-

leugbar für einen Posten, wie er ihn ursprünglich in Neapel eingenommen hatte, vor vielen Andern befähigte. Es ließ sich freilich nicht leugnen, daß er dann, seinen kranken Chef vertretend, sich gleichfalls mit Geschick und Würde, vor allem mit jener überraschenden und für ihn folgenreichen Selbstständigkeit zu benehmen verstanden; allein man sah darin entweder nur ein — Gott weiß wie und wodurch veranlaßtes — jähes Auflodern, oder — auch davon erfuhren die Leser schon — man witterte darin noch besondere Motive und vor allem fremde Einwirkungen und wandte ihm und seinem folgenden Leben eine Aufmerksamkeit zu, deren der lustige Lebemann bis dahin sich niemals zu rühmen gehabt hatte.

Bisher waren diese Beobachtungen ohne irgend einen lohnenden Erfolg geblieben. Graf Felix hatte keinerlei Verbindungen, die durch andere als die alltäglichsten und unschuldigsten Interessen zusammengehalten wurden. Er verkehrte mit keinem Mann von Bedeutung und Einfluß in einer Weise, welche gerade diese Bedeutung oder diesen Einfluß ins Auge gefaßt hätte, und hatte für alle Fragen, welche sich mit der Politik beschäftigten, Sorglosigkeit, ja Gleichgültigkeit. Dieselben waren sogar fast allzu groß, als daß man noch recht hätte an sie glauben mögen, und rechtfertigten daher die Fort-

setzung der Beobachtungen von neuem. In solchen Fällen klammert man sich an jeden Halt und findet selbst den unbedeutendsten nicht unbedeutend genug, um ihn fallen zu lassen. Da man nichts Aeußeres fand, machte man sich so zu sagen an das Innere und nahm das Privatleben des Grafen vor, seine Häuslichkeit und, um es so auszudrücken, Solidität, alle die an ihm sich neuerdings offenbarenden Eigenschaften eines besonders zärtlichen und glücklichen Ehemanns, Seiten, von denen man wiederum bisher, zumal in solchem Umfange, wenig zu bemerken gehabt hatte. Daß er seit seiner Verheirathung schon gewisse Schranken und Rücksichten anerkannt und beobachtet, die er gerade bis dahin am allerwenigsten bewahrt hatte, war bekannt, ebenso aber auch, daß er trotzdem das Leben nichts weniger als schwer nahm und sich keine unnöthigen Entsagungen auferlegte. Er lebte als Mann der Gesellschaft und der großen Welt, ohne Extravaganzen und ohne Skrupel, und setzte das auch noch in der ersten Zeit seines hiesigen Aufenthalts fort, bis dann der sogenannte, viel belächelte und dennoch entschuldigte Liebesfrühling begann, der ihn als Ehemann von vierzehn Tagen erscheinen ließ.

Wenn man dies Alles ins Auge faßte, war also zur Noth eine Erklärung seines bisherigen Handelns

gefunden und man durfte nur noch fragen, wie lange er in dieser Entschiedenheit beharren und ob er die diplomatische Laufbahn wirklich für immer aufgeben würde, auch wenn die Gesundheit der Gräfin wieder völlig hergestellt sei, wenn seine Jung=Ehemanns=Laune einem andern Einfalle Platz gemacht, wenn die Dinge daheim wirklich und dauernd einen andern Verlauf näh= men und neue Anerbietungen endlich seinem Ehrgeiz genügten oder seine Empfindlichkeit besiegten. Man meinte sogar die Antwort auf diese Frage bald er= halten zu müssen, da mehr als eins der angegebenen Hindernisse verschwand oder verschwinden zu wollen schien. Denn von daheim kamen nun immer entschie= denere und bestimmtere Nachrichten, die das frühere System als aufgegeben zeigten. Die Gesundheit der Gräfin ließ täglich weniger zu wünschen übrig und die Jung=Ehemanns=Laune war augenscheinlich zu ei= nem sehr vernünftigen Maß zurückgekehrt.

Der Graf aber blieb, was und wie er war, gleich= gültig hier, lustig dort. Man wußte jetzt für gewiß, was die Depeschen enthalten und daß die Anerbie= tungen sehr ernst gewesen; ja dieselben waren, wie es hieß, wiederholt und noch entschiedener von Felix ab= gelehnt worden. Es verstand sich von selbst, daß das ein vollständiger Bruch mit seiner Vergangenheit war

und ihm alle früher verfolgten Aussichten ein- für allemal abschnitt. Das hatte Niemand von ihm erwartet und Niemand mochte es ihm auch jetzt noch recht glauben, weil man noch immer nichts fand, das ihm etwa als Ersatz für alles Aufgegebene gelten konnte.

Die Zweifler fanden sich in ihrer Ansicht durch die Beobachtung bestärkt, daß Herr von Othmaringen, der vertraute Adjutant des neuen Fürsten und obendrein der Sohn des Ministers, der seinem Vetter die ersten Anerbietungen übermittelt und seinen Abschlag empfangen hatte, nun auch nach der Wiederholung der einen wie des andern und trotz des völligen Bruchs mit ihm noch immer in genauem Verkehr blieb. Das war denn freilich etwas völlig Unerhörtes, ja anscheinend Unmögliches, vorausgesetzt, daß die Ungnade, die Graf Felix herausgefordert hatte und von der auch dieses und jenes Briefe meldeten, eine wirkliche und dauernde war.

Bisher hatte die Jahreszeit, welche trotz der herrlichen Witterung doch immer noch mehr in den Häusern als außerhalb derselben zu leben zwang, und die Gesundheit der Gräfin Charlotte, welche ihren Kreis bis jetzt stets einen kleinen bleiben ließ, die Gesellschaft noch auseinander gehalten und es schwer gemacht, das Leben und Treiben eines Einzelnen genauer zu verfolgen. Das änderte sich jetzt, wo die Wintersaison

sich ihrem Schluß näherte und der Frühling mit aller Schönheit und Pracht begann, auf das vollständigste. Die eigentlichen Wintergäste reisten allmälig ab, die zurückbleibende Gesellschaft schloß sich näher an einander, und das Leben und Begegnen im Freien näherte alle noch mehr, selbst diejenigen, welche bisher dem eigentlichen Kern ferner gestanden oder sich ihm nur aus irgend einem persönlichen Grunde fern gehalten hatten.

Zu diesen letztern gehörte unter andern auch Dagobert Othmaringen, der während seines bisherigen Aufenthalts wirklich ein äußerst zurückgezogenes Leben geführt hatte und, wenn nicht einmal im Club oder auf der Promenade, fast nur zuweilen auf der Villa Marina, bei den Verwandten zu finden gewesen war. Er hatte seine Gesundheit allein berücksichtigt, hieß es, die seinem Aeußern nach allerdings eine sorgfältige Schonung zu verlangen schien. Einen gewinnenden Eindruck hatte er freilich auf Niemand gemacht, geschweige denn Jemand wirklich an sich gezogen. Wer häufiger mit ihm in Berührung kam, war bald mit dem Urtheil fertig gewesen, daß man in ihm einen leeren Kopf, einen durchaus unbedeutenden Menschen vor sich habe. Man zuckte wohl gar über den Fürsten die Achseln, der sich so lange mit einem solchen Begleiter und Vertrauten habe begnügen mögen.

Er erschien nun, wie wir wiederholen, gleichfalls mehr und mehr in der Gesellschaft und zwar am häufigsten und ersichtlich am liebsten in der Begleitung des gräflichen Paars, sodaß man diesen Verkehr, der für Manche, wie wir erfuhren, noch ein besonderes Interesse hatte, auf das genauste studiren und verfolgen konnte. Da sah man denn bald, daß sein Umgang mit dem Grafen doch nur ein sehr oberflächlicher, ja nur gesellschaftlich höflicher war, daß er sich dagegen der Gräfin mit einer Ergebenheit und Angelegentlichkeit widmete, wie es die in solchen Kreisen angenommenen Regeln nur irgend erlauben wollten.

Das war freilich gewissermaßen selbstverständlich, da er nicht nur ihr nächster Verwandter war, sondern auch, ganz abgesehen von dem zwingenden Reiz ihrer Feinheit und Würde, ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit, der alle Welt ihr unterthan machte, bei ihr auf eine Güte und Freundlichkeit, auf eine Nachsicht mit seiner Weise und eine Theilnahme für seine Leiden stieß, die ihn ihr völlig zu eigen machen und auf das dankbarste verbinden mußten. Ja, man mußte es sogar erklärlich und verzeihlich finden, daß sein Gefühl für die schöne und gütige Verwandte sich allmälig steigerte und von herzlicher Verehrung zu einer Art von schwärmerischer — sagen wir immer einmal: Liebe überzugehen

schien. Wie Charlotte nun einmal war, konnte so etwas bei einem Mann mit einem empfänglichen Herzen und der obendrein ihr so nahe stehen durfte, kaum ausbleiben und war, wie wir andeuteten, auch bisher nicht ausgeblieben. Man hatte mehr als einmal eine große Leidenschaft zu beobachten gehabt, die ihr gewidmet worden war, aber auch jedesmal die Würde, den Takt, die vollendete Liebenswürdigkeit und Feinheit bewundern müssen, mit der sie die Situation zu beherrschen und die Leidenschaft in den schicklichen Schranken zu erhalten oder endlich völlig zu beschwichtigen verstanden.

Die Forderung der Vorsicht und ernsten Ueberlegung, der gewissenhaften Berechnung jedes Schrittes trat Dagobert Othmaringen und seinem Gefühl gegenüber allerdings nicht an sie heran, und während man in ihrer Umgebung vordem den Verlauf eines solchen Verhältnisses mit Aufmerksamkeit verfolgte und dem Ausgang nicht immer ohne Sorge entgegensah, fand man Dagobert's Huldigungen und sein Treiben für die Dame bald äußerst ungefährlich und hatte für ihn Alles eher als Mitleid und Theilnahme. Graf Felix, der sich in andern ähnlichen und für seinen Frieden nicht immer von vornherein ungefährlichen Fällen stets als Weltmann zu benehmen verstanden, schien, was hier vorging, meistens gar nicht zu sehen oder lachte gelegentlich

wohl einmal herzlich über die, wie er es hieß, seltsamen Grimassen und Capriolen des Cousins. Auch Charlotte selbst bemerkte entweder gar nichts von des Verwandten Treiben oder legte demselben zum mindesten einen ganz andern Sinn unter, fast als sähe sie darin nur Aeußerungen und Folgen seines Leidens, welche denn die herzlichste Theilnahme eher steigerten, als geringer werden ließen.

Es gab indessen Einige in diesem Kreise, welche jene liebenswürdige Freundlichkeit und Theilnahme Charlottens für Dagobert wo nicht für zu groß hielten, doch für unverdient und übel angewandt erklärten. Beliebt, wie es denn doch auch ein Mensch ohne große Gaben sein kann, ward Herr von Othmaringen keineswegs, und wie es Manche gab, welche, an seine sogenannte Krankheit gar nicht glaubend, Gott weiß was für andere Zwecke unter der Hand von ihm verfolgt meinten, so fanden sich auch nach und nach Einige, die in seinem Auftreten und Gebaren, ja selbst in seiner zur Schau getragenen Oberflächlichkeit und Nichtigkeit nichts als eine Art von Maske erkennen wollten und ihn gewissermaßen als einen unheimlichen Menschen ansahen, vor dem man und vor allen seine nähern Bekannten sich ernstlich in Acht zu nehmen hätten, auch ohne daß man im Stande gewesen wäre,

Gründe für eine solche Ansicht anzugeben oder die Punkte anzuführen, wo besonders jene Vorsicht wohlangewandt sein würde.

Gräfin Charlotte wußte von diesen Urtheilen nichts; sie war nicht nur eine edle und reine, sondern auch im Grunde viel zu harmlose und unbefangene Natur, als daß sie irgend Jemand, der ihr nicht ganz besondere Veranlassung gegeben, mit Mißtrauen hätte ansehen, mit einer Art von Vorsicht sich fernhalten sollen. Sie glaubte überhaupt nicht leicht und nie ohne weiteres an etwas Uebles oder Verstecktes im Menschen und am wenigsten da, wo dasselbe in irgend einer Beziehung zu ihr selbst stehen sollte. Sie wußte sich zu schuldlos und rein von Allem, was in einem Andern auch nur eine Mißstimmung, geschweige denn etwas wie Abneigung oder gar Feindschaft gegen sie hätte hervorrufen können, und am allerwenigsten konnte sie von demjenigen irgend eine Gefährdung ihres Friedens, ihrer Stimmung befürchten, dem sie wie Dagobert nichts Anderes als Freundlichkeit und Theilnahme zuwandte.

Sie wurde daher auch nicht wenig überrascht, als ihr Gemahl eines Abends, da der Vetter sie eben verlassen hatte, mit einer auffälligen Trockenheit sagte: „Ich glaube, Du wirst gut thun, wenn Du ihm gegenüber ein wenig vorsichtiger und zurückhaltender wirst

oder ihn gelegentlich auch einmal ausdrücklich auf die nöthigen Schranken aufmerksam machst, damit er sich mehr menagiren lernt. Ich muß gestehen, daß mir seine Weise täglich weniger gefällt."

Charlotte sah ihn ganz erstaunt an; sie hatte noch nie in ihrer Ehe eine solche Warnung von dem Gatten vernommen, ja es niemals auch nur geahnt, daß er sich überhaupt mit solchen Gedanken trage. Das konnte in der That nur ein Scherz sein, und auf einen solchen eingehend, schüttelte sie daher auch alsbald mit einem ganz muntern Lächeln den Kopf und versetzte: „In Wahrheit, Felix, das begreife ich nicht! Du wirst doch nicht gar anfangen, Dich mit Eifersucht zu plagen und obendrein um des armen Vetters und seiner schmachtenden Verehrung willen?"

Felix zog die Brauen zusammen; er schien überhaupt verstimmt zu sein, wie neuerdings öfters ohne einen recht sichtbaren Grund. „Was für eine seltsame Neckerei, Charlotte!" sprach er unmuthig. „Als wenn ich überhaupt an diese Albernheiten gedacht hätte! Möchte er doch laufen und grimassiren, Dir zu Füßen liegen oder Dir Liebe schwören, soviel er will und kann; Du weißt doch wohl, daß ich Dir zu viel Geschmack zutraue, als daß Du an solchen Thorheiten Dich auch nur einen Augenblick unterhalten könntest. Möchte er

das thun, sage ich, wenn es eben etwas wie ein wirklicher, ob auch noch so närrischer Ernst, die Wahrheit wäre! Allein daran glaub' ich eben nicht; es ist nicht Ernst, nicht Wahrheit, sondern — der Henker weiß was! Ich sage Dir offen, daß ich dem Burschen täglich mehr mißtraue, daß mir sein Herandrängen an uns oder vielmehr an Dich ganz und gar nicht gefällt."

„Aber, Felix, wie mißtrauisch und ungerecht! Ich kenne Dich gar nicht so!" sagte sie mit erneutem Kopfschütteln, aber diesmal ohne Lächeln. „Es wäre ja unnatürlich, wenn er leidend, wie er ist, und auf Hülfe und Theilnahme angewiesen, dieselbe am fremden Ort nicht zuerst bei Verwandten suchte!"

„Von denen weder die Seinen noch er selbst bisher haben etwas wissen wollen, mit welchen sie vielmehr in einer aller Welt bekannten Feindschaft gelebt haben! Erinnere Dich jenes Morgens in Rom und seiner Ungezogenheit gegen Dich!"

„Die er neulich gleich bei seiner Ankunft erklärte und entschuldigte", versetzte sie ernst. „Und die Familienfeindschaft — ja, ich habe von der Existenz einer solchen gehört, allein empfunden habe ich jemals ebenso wenig davon, wie ich sie überhaupt auch nur verstanden habe. Und am allerwenigsten begreife ich, wie sie gegen uns, gegen mich zur Aeußerung gelangen könnte."

„Das weiß ich zwar auch nicht“, sagte er, seinen Hut nehmend, mit finsterem Ausdruck, „allein ich habe meine Gründe, ihm und seiner Aufdringlichkeit zu mißtrauen, und ich bitte Dich, thue auch Du das und halte ihn in den gebührenden Schranken.“

Er ging mit kurzem Gruße fort, um noch einen Spaziergang durch den wundervoll schönen Abend zu machen, wie er das im Gegensatz gegen seine frühern Gewohnheiten schon seit dem Beginn ihres hiesigen Aufenthalts zuweilen gethan und neuerdings immer häufiger, ja fast alltäglich und trotz der größten, etwa vorausgegangenen Ermüdung übte. Man hatte in der Gesellschaft schon darüber gescherzt, ohne daß er sich daran gekehrt hätte, und auch Charlotte hatte keine Einwendungen gegen diese neue Unterhaltung, da dieselbe dem Gatten auf das beste zu bekommen schien. Er kehrte stets in der muntersten Stimmung zurück. Was aber die Gräfin am meisten an diesen Gängen befriedigte, ja sie dieselben willkommen heißen ließ, war, daß gerade, seit sie häufiger und nun fast regelmäßig geworden, jene seltsame, neu erwachte Leidenschaft des Gatten für seine schöne Frau, welche sie im Grunde nicht selten doch mehr erschreckte als beglückte, sich wieder zu einem ruhigen Maß zurückgefunden hatte. Felix stand ihr jetzt mit der frühern freundlichen Auf-

merksamkeit nahe, die ihrer tiefen und innigen, aber nichts weniger als leidenschaftlichen Natur auf das freundlichste zusagte und sie um so mehr beglückte, als sie des Gatten ganzes Wesen zu erfüllen schien und ihr gegenüber niemals die Verstimmung zum Durchbruch kommen ließ, die ihn, wie gesagt, neuerdings nicht selten beherrschte und über die weder sie selbst noch irgend Jemand sonst zur rechten Klarheit gelangte.

Um so mehr mußte sie daher durch sein heutiges Auftreten überrascht werden, da es sich nicht nur gegen Dagobert richtete, mit dem Felix bisher in einer zwar oberflächlichen und von seiner Seite fast ein wenig mißachtenden, im gesellschaftlichen Sinn aber immer doch ganz erträglichen Stellung geblieben war, sondern sich auch mit so eigenthümlicher Schärfe gegen sie selber wandte und sie so zu sagen auf einem Terrain anzugreifen wagte, wo sie von jeher sich mit dem vollendetsten Takt und ohne den leisesten Vorwurf bewegt hatte.

Gräfin Charlotte war, wie wir stets wiederholen müssen, zu edel und zu selbstlos, als daß sie bei dem hätte verweilen sollen, was sie, wäre sie eine Andere gewesen, allenfalls hätte verletzen können. Sie war auch zu einsichtig, um nicht anzuerkennen, daß der Mensch nicht immer Herr ist über seine Stimmungen und ihre

Aeußerungen, und sie hatte endlich das herzlichste Vertrauen zu ihrem Gemahl und glaubte ihn gut genug zu kennen, sodaß sie auf den Angriff, der anscheinend sie selbst gestreift, gar keinen Werth legte. Der Scherz, den sie vorhin mit dem Gatten versucht hatte, existirte nun, da sie das Geschehene überlegte, nicht mehr; Eifersucht war eine Empfindung, welche in dieser Ehe, bei diesen beiden Menschen niemals zur Geltung kommen konnte, am wenigsten hier, wo, wie Felix es ganz richtig bezeichnet hatte, schon der Geschmack der Gräfin eine innere Annäherung unmöglich erscheinen ließ. Nein, was Charlotte gegenwärtig allein beschäftigte und betrübte, war hier die Anklage Dagobert's und dort die Warnung vor ihm — wir sagten schon, daß sie an nichts Verstecktes im Menschen glaubte und von nichts Ueblem und Feindseligem wußte — und vor allem war es der einzige Grund, den Felix hatte anführen mögen: die sogenannte Feindschaft zwischen den beiden Linien der Othmaringen. Das war wie eine alte Sage gewesen, die man vernimmt und wieder vergißt; es ist ja eben nur eine Sage! Allein jetzt, wo sie so zu sagen als Factum vor sie hintrat und ihr als solches von einem Andern, verhältnißmäßig Unbetheiligten als ein solches vorgehalten wurde, war es damit etwas Anderes und es fiel von derselben wie ein

tiefer, beängstigender Schatten in ihr reines Herz und Leben.

Das konnte und das wollte sie nicht ertragen. Mit dem Gatten redete sie davon nicht — sie fühlte etwas zwischen sich und ihm, ohne sich recht klar zu werden, was das sein könne. Sie sah ihn auch am Abend gar nicht mehr, da er nach seinem Spaziergange noch den Club aufgesucht hatte und erst spät in der Nacht heimgekehrt war. Indessen auch am folgenden Morgen, wo die üble Laune des vergangenen Tages wie gewöhnlich überwunden war, kam die Sache nicht mehr zur Rede, Dagobert's wurde gar nicht mehr gedacht, und als er, wie häufig, im Laufe des Morgens einsprach, streifte Felix, der schon wieder zur Stadt und zum Hafen hinabwollte, wo die Vorbereitungen zu einem gemeinsamen weitern Ausflug des Kreises getroffen wurden, ganz in der gewöhnlichen, höflichen und gleichgültigen Weise an ihm vorüber.

Als sie mit dem Vetter allein war, empfand sie zum ersten Mal jenes tiefe Unbehagen, das uns überkommt, wenn wir in einem Bekannten, den wir bisher unbefangen nahmen, wie er sich zeigte, plötzlich etwas Anderes und Besonderes finden und zu beobachten haben sollen, das er uns, gleichviel aus welchem Grunde, zu verbergen suchte. Sie ertrug auch dies Gefühl nicht,

und da er, ihre Stille bemerkend, sie nach dem Grunde derselben fragte, sagte sie, den nachdenklichen Blick zu ihm erhebend: „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich neuerdings hin und wieder an die sogenannte Feindschaft denken muß, die unsere Familien trennen soll. Ich weiß, wie ich Ihnen schon neulich sagte, kaum oder gar nichts davon. Sie aber gedachten ja derselben, Cousin. Wissen Sie mehr von diesen Dingen? Kennen Sie irgend eine Veranlassung?"

Es zuckte etwas durch das matte blaue Auge und die schlaffen Züge — war er nur überrascht durch die Frage, oder war sie ihm zugleich auch unangenehm? — und er versetzte erst nach einer Pause hörbar zögernd: „Aber ich bitte Sie, Cousine, was wollen Sie sich Ihre Heiterkeit durch diese alten unglücklichen Geschichten trüben lassen, die uns, Sie und mich, ja überhaupt und Gott Lob gar nichts angehen!"

„So entgehen Sie mir nicht", sprach sie mit schwachem Lächeln. „Es ist also wirklich und im Ernst etwas daran? Und Sie wissen davon? Stammt es schon von alters her?"

Man sah's ihm an, daß ihm diese Fragen peinlich waren, allein wie sie gethan wurden, glaubte er ihnen wohl nicht ausweichen zu können, und so entgegnete er endlich achselzuckend: „Das glaub' ich kaum, obgleich

freilich eine vom Hauptbesitz ausgeschlossene Linie wohl niemals besonders freundlich mit der geraden Erblinie stehen mag. Davon ist aber in diesem Falle keine Rede. Im Gegentheil meine ich gehört zu haben, daß unsere Aeltern ganz freundschaftlich standen, bis eben die Trennung eintrat."

„Also erst von Ihren und meinen Aeltern her?" wiederholte sie nachdenklich. „Und der Grund, Cousin?"

„Nennen kann ich Ihnen denselben freilich, das heißt, den angeblichen und vermuthlichen, denn bestimmt und offen wurde unter uns niemals davon gesprochen. Ich stehe daher auch nicht für denselben ein, ja ich thue dies um so weniger, als mir selbst keineswegs Alles recht klar in der Sache ist; und wäre es auch nur", fügte er befangen hinzu, „daß die Trennung gerade von Ihrem Herrn Vater viel entschiedener verlangt und aufrecht erhalten wird, als ich dies jemals von den Meinen betonen hörte."

„Und also der Grund, die Veranlassung, Cousin?"

„Da Sie es einmal wollen, Cousine — aber ich verwahre mich in jeder Beziehung! Man sagt, daß Ihr Herr Vater vordem, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, meiner Tante Aurelie viel Aufmerksamkeiten erwiesen, ja. sie endlich um ihre Hand gebeten, nach seiner Abreise aber alsbald sich in — in — ich refe-

rire nur, Cousine, und verwahre mich — in verletzendster Weise von ihr zurückgezogen habe, so, daß das erste Wort, welches man von ihm vernahm, die Anzeige seiner Verlobung mit seiner zweiten Gemahlin war."

Charlotte hatte ihn ohne einen Laut ausreden und ihr Auge mit unverwandtem, ernstem Blick auf ihm ruhen lassen. „Das glaub' ich nicht von meinem Vater", sagte sie jetzt in ruhigem, aber entschiedenem Tone. „Es stimmt weder zu seinem Herzen, noch zu seinem gesammten Wesen. Am allerwenigsten aber verstehe ich, wie gerade er, nach solchen Vorgängen, Ihrer Familie hätte — bleiben wir bei dem Ausdruck — feindlich werden und bleiben sollen."

„Das sagte ja auch ich schon, meine Cousine", versetzte Dagobert gesenkten Blicks mit noch bemerkbarerer Befangenheit. „Und ich muß wiederholen, daß ich mich durchaus gegen die Annahme verwahre, als habe ich Ihnen da etwas völlig Feststehendes, auch von mir Geglaubtes erzählt: ich referirte nur, weil Sie es so verlangten. Nur eins könnte vielleicht für die Richtigkeit sprechen: meine Tante schien den Namen Ihres Herrn Vaters niemals hören zu können, ohne daß ihr Thränen ins Auge kamen, und — sie ist unverheirathet geblieben. Bei ihr ist überhaupt von keiner Feind-

schaft die Rede“, fügte er aufblickend hinzu. „Zumal für Sie, Cousine, hat sie, auch ohne Sie zu kennen, stets die zärtlichste Liebe gehabt. Sie hat ein so gütiges, treues Herz wie Sie, meine Cousine.“

Der Diener kam, den Wagen zu melden, der die Damen an den Hafen hinabführen sollte. Die Gräfin zog sich zurück, um ihre Toilette zu vollenden. Als sie wieder erschien, war Henriette neben ihr. Aber auch ohne dieselbe hätte sie das Gespräch wohl nicht fortgesetzt. Sie blieb ernst und nachdenklich.

Zweites Kapitel.

Ein Gesellschaftsausflug.

Die wunderschönen Ufer, welche sich von dem Platze, wo wir unsere Gesellschaft gefunden haben, nach beiden Seiten hin erstrecken und seit der Erleichterung der Schifffahrt und des Reisens diese ganze Strecke der Küste zu einer der gerühmtesten in der Welt gemacht haben, boten von jeher den länger weilenden Fremden die Gelegenheit zu einer Menge von Ausflügen, durch welche man die verhältnißmäßige Stille und Einförmigkeit des Aufenthalts auf das angenehmste unterbrochen sah und dem Auge und Herzen Reize erschloß, die selbst das müdeste nicht mehr müde und das kälteste nicht kalt ließen.

Solche Ausflüge waren daher in der Gesellschaft auch stets, sobald sich nur ein zusammenstimmender Kreis

gebildet hatte, sehr beliebt gewesen und trotz der nicht geringen Schwierigkeiten ausgeführt worden, die ihnen das Terrain so gut wie die Gleichgültigkeit der Einheimischen, ja schon die Kräfte der Theilnehmenden entgegenstellten. Denn das Gebirgsland, von dem unsere Ansiedelung sich eins der schönsten Thäler erwählte, ist ein rauhes und unwegsames und schiebt seine Massen bis an die See, hier und da sie sogar mit prachtvollen Vorgebirgen weit zurückdrängend. Selbst mit den plumpen und doch geschickten Gebirgswagen läßt sich hier nirgends weit vordringen, und die brillanten Equipagen, welche dieser oder jener Fremde mit sich führt, sind vollends außer Frage. Wer hier zu Lande vorwärts will, muß einen Theil des Weges reiten und einen andern, vielleicht den lohnendsten, seinen eigenen Füßen anvertrauen, was bekanntlich nicht Jedermann mag oder kann. Und wer zur See einem Küstenpunkte zustrebte, war auf die kleinen, sichern und ganz schmucken Fahrzeuge der Einheimischen angewiesen, welche jedoch verzweifelt wenig Bequemlichkeiten darboten und obendrein so gut wie gar keinen Schutz gegen die brennende Sonne, gegen einen jähen Witterungswechsel gewährten.

Das hatte sich nun seit Jahr und Tag bedeutend geändert. Es gab jetzt ein paar kleine Dampfer im

Ort, welche den Verkehr mit den nächsten Küstenplätzen vermittelten, nebenher aber noch Zeit genug fanden, sich dem Dienst und den Wünschen der Fremden zu widmen. Man gelangte jetzt leicht und bequem, ja mit allem wünschenswerthen Comfort an jeden in Aussicht genommenen Punkt und fand sich daselbst nicht mehr den frühern sogenannten pikanten, in Wirklichkeit aber häufig ziemlich unangenehmen obligaten Entbehrungen ausgesetzt, sondern erfreute sich dank der vorausgegangenen Meldung und den mitgebrachten Vorräthen nicht blos des romantischen Natur-, sondern auch des reellsten und materiellsten Lebensgenusses ohne irgend eine äußere Beschränkung.

Zu einem solchen Ausfluge brach man jetzt auf, und da er nach einem der schönsten Punkte gerichtet und alle Vorbereitungen in die besten Hände gelegt waren, durfte man einem Tage entgegensehen, der für jeden Theilnehmer an der Fahrt so glänzend und heiter verlaufen würde, wie derjenige war, der vom Himmel heute auf die Erde herabstrahlte.

Die Gesellschaft, welche sich unter dem Zelt des sauber herausgeputzten Dampfers zusammengefunden hatte, war denn auch fast durchgängig in einer Stimmung, welche bei Leuten dieser Klassen leider keine gewöhnliche und alltägliche zu sein pflegt, sei es auch

nur deshalb, weil man durch gewisse, für uns andere schlichte Leute ziemlich alberne Regeln in der Aeußerung seiner Empfindungen und Stimmungen beschränkt ist. Hier war man aber ganz unter sich, und da man einmal das Parquet der Salons und die sauber gekehrten Wege der Promenade für rauhe Felspfade, für den Wiesen- und Waldboden auf einige Zeit aufgegeben hatte und aus der Gesellschaftstoilette in die leichten und losen Sommergewänder geschlüpft war, so hatte man sich auch hinter all den Regeln, Riegeln und Banden hervorgewagt, welche Blick und Miene, Bewegung und Ton, das ganze Wesen der armen Menschenkinder unbarmherzig unter ihrer Herrschaft halten.

Gegen das, was man hier um und vor sich hatte, gegen diesen herrlichen Tag mit seinem Leuchten und seiner elastischen, frischen, spielenden Luft, gegen die prachtvolle, leicht bewegte See mit ihren schillernden und blitzenden Farben, gegen die grandiosen oder auch einmal lieblichen Uferbilder, die eins ans andere gedrängt sich den Augen der Vorüberfahrenden erschlossen und leise, leise zurücksinkend, sich alsobald wieder in den bläulichen Duft hüllten, der in diesen Gegenden Alles magisch umzieht: dagegen hielt keine Kälte Stand, welche Herz und Auge der Weltleute gegen alle Reize abzustumpfen pflegt, und was daheim den Einen oder

Andern vielleicht gedrückt hatte, entwich und verschwand wie ein böser Dunst in die klare und reine Luft.

Das konnte für Jemand, der wie Dagobert Othmaringen oder Henriette die Gräfin Charlotte in der letzten Stunde am Lande beobachtet hatte, an Niemand so auffällig sich zeigen wie an dieser Dame. Sowie das Schiff durch die Wellen schnitt und sich immer weiter vom Hafen entfernte, so glitt es auch gewissermaßen aus der drückenden Atmosphäre von Schwermuth, Kummer und Zweifeln aller Art heraus, welche die ganze Erscheinung und das ganze Wesen der anmuthsvollen Frau umhüllt hatte. Nun lächelten ihre Augen wieder den Freunden zu, die sie umgaben, und folgten schalkhaft dem Treiben des Gemahls, der, gleichfalls fern von aller üblen Laune, sich hier so recht in seinem Elemente fand und das Vergnügen, das er als einer der Ordner und Leiter des Ausflugs allen gewährte und noch mehr in Aussicht stellte, selbst in den vollsten Zügen genoß, überall gegenwärtig, voll Aufmerksamkeit und heiterer oder neckender Galanterie für die Damen, voll Scherz, Laune und Anregung aller Art für die Herren. Hatte er doch selbst für Henriette ein paar Minuten der freundlichen Unterhaltung übrig — Gräfin Charlotte bemerkte das um so dankbarer, je anspruchsvoller sie, wie wir wissen, für die Gesell-

schaftsstellung ihrer Freundin war, und je mehr sich Felix neuerdings leider von Henrietten abgewandt hielt — und mochte sogar über Dagobert's Leidensmiene und kränkliche Zurückhaltung, wie er es hieß, scherzen und den Vetter auffordern, sich endlich einmal als den langjährigen und bevorzugten Gesellschafter und Begleiter eines Fürsten zu offenbaren, dessen Ruf in alle Kreise und sogar über den Ocean gedrungen sei. Herr von Othmaringen nahm das in ungewöhnlich munterer Weise auf und folgte der Aufforderung wirklich insoweit, als er sich, auch wieder mit ungewöhnlicher Belebtheit, ja fast Lustigkeit, nicht blos, wie sonst meistens, seiner Cousine, sondern mehr oder minder der ganzen Gesellschaft widmete.

Gräfin Charlotte dankte ihm das nicht nur innerlich, sondern auch hier und da durch ein offenes, freundliches, ermuthigendes Wort. Wir wissen, daß sie mehr Theilnahme für und mehr Glauben an sein Leiden hatte als irgend ein Anderer; sie hatte im Allgemeinen auch mehr Nachsicht, ja gewissermaßen Anerkennung für seine den meisten Andern eben fast nur flach erscheinende Weise, und es konnte ihr zuweilen ein leises Bedauern erregen, wenn sie den Cousin fast überall, wo nicht auf wirkliche Zurückweisung, so doch auf entschiedene Kälte, auf mehr oder weniger offenen Spott

stoßen sah. Und heute hatte sie zu ihrer Theilnahme hier, zu ihrer Zufriedenheit mit seiner Munterkeit da noch ein weiteres, so zu sagen persönliches Motiv: von ihr war jenes Morgengespräch, das zu so schmerzlichen Aufklärungen führte, veranlaßt worden, und sie hatte Dagobert unter diesen Erinnerungen und — gleichviel ob richtigen oder entstellten — Mittheilungen selbst, wie sie glaubte, zu sehr leiden sehen, als daß ihr gütiges Herz darüber nicht den eigenen augenblicklichen Schmerz vergessen und dafür den des Andern wie einen beinahe verschuldeten hätte empfinden sollen.

So war es ihr wie eine Art von Freisprechung, als sie auch ihn — sie hieß es für sich: aufleben sah, und es machte sie um so froher, als sie selbst von Minute zu Minute sich heiterer fühlend, Niemand umher, geschweige denn ihre Nächsten in entgegengesetzter Stimmung sehen mochte.

Es war ihr daher auch wie ein Schatten in dem Glanz dieses Tages, daß sie gerade diejenige, an der ihr ganzes Herz hing, auch heute nicht heiterer und theilnehmender, offener und unbefangener sah, als es freilich annähernd von jeher der Fall gewesen, neuerdings aber in einem, wie Charlotte es empfand, um so beunruhigendern Grade zugenommen hatte, als sie selbst keinen Grund dafür zu erdenken vermochte und

als die Freundin ihr auch keinen solchen angeben konnte oder wollte, ja überhaupt das Zutreffende ihrer Beobachtung leugnete. Henriette — denn die Leser wissen, daß Charlotte nur diese im Auge haben konnte — war wirklich den Hausgenossen noch niemals so ernst und still erschienen wie in diesen letzten Monaten, so, daß es fast wie ein schwerer Druck sie niederzuhalten schien. Sie hatte sich nie so entschieden aus der großen Welt, ja aus dem häuslichen Cirkel auf sich selbst zurückgezogen und sich, wo das am Ende nicht durchzuführen war, so kalt und ablehnend aller ihr erwiesenen Aufmerksamkeit gegenüber verhalten, ja es war fast, als stelle sie sich auch der Freundin selbst ferner und suche dem herzlichen Zusammenleben, vor allem aber der heitern Offenheit und Vertraulichkeit aus dem Wege zu gehen, zu welcher sich selbst diese stets ernste und stille Natur gegen Charlotte vordem erschlossen hatte.

Was das Alles sein konnte, wußte die Gräfin nicht zu ergründen, wiederholen wir. Soweit sie auch umhersah, fand sie nichts, was dies Wesen und diese Weise hätte veranlassen, geschweige denn rechtfertigen können; jene frühere, von Henrietten vielleicht bemerkte gesteigerte Ungeduld des Grafen war ebenso wie der spätere sogenannte Liebesfrühling, wie wir wissen, längst wieder von einer ruhigern und gleichmäßigern Laune

abgelöst worden. Wenn Henriette selbst überhaupt irgend eine Veränderung gelten ließ, so schob sie dieselbe auf ihre Gesundheit; sie war in Rom vor der Gräfin plötzlich auf den Tod erkrankt, aber ebenso schnell und anscheinend völlig wieder genesen, und Charlotte fand auch jetzt trotz der liebevollsten Beobachtungen in ihr nirgends mehr etwas wie Nachwehen.

Was aber Charlotten in und bei diesem Allem für sich selbst fast weniger weh that, als für Henriette und für die Gesellschaft, das war die Erkenntniß, daß die Freundin selber die Stellung aufgab, die Charlotte für sie in der Gesellschaft beansprucht und eifrig gehütet hatte, und die Bemerkung, wieviel der Kreis durch die Entfremdung des Mädchens verlor, dessen Begabung, dessen reiche innere Schätze früher doch hin und wieder ihn erfreut und zur Anerkennung gezwungen hatten. Und Charlotte war nicht verblendet genug, um zu übersehen, wie arm selbst ihre eigene, immerhin noch auserwählte Umgebung an solchen begünstigten, nicht blos empfangenden, sondern auch ausspendenden Naturen war.

„Weshalb so ernst und theilnahmlos, mein Herz?“ sagte sie, zu Henrietten tretend, welche allerdings, ohne auf das Plaudern einer ganz nahen fröhlichen Gruppe zu hören oder den prächtigen Felspartien am Lande

einen Blick zu gönnen, auf einer der Seitenbänke saß und ihr Auge anscheinend zerstreut durch die bunte, das Verdeck füllende Menge hingleiten ließ. „Es ist doch schön um uns her, es sind wirklich so liebenswürdige Menschen hier. Kann Dich denn gar nichts erheitern, gar nichts anziehen? Du bist gewiß krank, Henriette!"

Das Mädchen lächelte schwermüthig. „Du bist sehr gut, Du bist zu gut gegen mich, mein liebes Herz", versetzte sie. „Ich fühle es selbst, wie seltsam ich Manchem, zumal Dir erscheinen muß! Ich sehe ja Alles und fühle Alles, ich habe ja auch Freude daran, und besonders glücklich macht es mich, daß ich Dich so froh sehe. Allein es ist fast, als sollte ich jede Fähigkeit zu einer Aeußerung meines Empfindens und Denkens verlieren. Wie das kommt, weiß ich nicht, nur krank bin ich keinesfalls, wenn ich auch wieder ein wenig Kopfweh habe. Das Licht ist mir zu grell. In Einem aber thust Du mir dennoch Unrecht", fügte sie, von neuem lächelnd, hinzu. „Ganz vernachlässige ich die Menschen doch nicht, sondern war vielmehr gerade dabei, ein paar recht eifrig zu beobachten, wenn auch" — sie lächelte nochmals — „nicht gerade ihrer Liebenswürdigkeit wegen. Ich sah da auf Frau von Reuterholm und Deinen Cousin. Angenehm find' ich beide

nicht, aber interessant. Wie stehen, was haben sie mit einander? Hast Du Dich noch nie gefragt: sind sie mit einander näher bekannt oder nicht? Haben sie Verpflichtungen gegen einander oder hassen sie sich gar? Und trotzdem — achte nur darauf! — blitzen Zeichen einer Vertraulichkeit auf, die gar nicht vertraulicher gedacht werden kann."

Gräfin Charlottens Auge streifte gedankenvoll zu dem Paare hinüber, das in lebhafter Unterhaltung mit andern Gliedern der Gesellschaft am jenseitigen Schiffsbord stand. „Bei beiden findest Du solche Spuren?" wiederholte sie.

„Bei Herrn von Othmaringen freilich wohl häufiger", sagte Henriette.

„Dann mag es sein, und ich finde darin nur die Reste eines schlechten Tons, wie er ihn in seinem frühern Kreise gewohnt geworden ist, weiter nichts. Du weißt, ich denke von Dagobert besser als Ihr Andern. In den rechten Händen und der rechten Stellung wäre er ein bedeutender nie, aber sicher ein ganz wackerer Mann geworden, ja, halb und halb ist er das noch, und was ihm abhanden gekommen ist, kann er auch jetzt noch wiedererlangen — unter günstigen Umständen. Bei Frau von Reuterholm könnte ich Deiner Beobachtung nicht zustimmen. Mag sie im Uebrigen sein, wie

sie will, ihrer Stellung und sich selbst sah ich sie niemals etwas vergeben. Vertraut könnte ich, glaub' ich, nie mit ihr werden, aber gut bin ich ihr und Theilnahme hab' ich viel. Es ist ein schweres Loos, Kind und Gatten in der gleichen Woche zu verlieren, in der Fremde, und selbst monatelang darniederzuliegen! Ich kann mich nur freuen, daß sie ihre Zurückgezogenheit aufgab. Und mein Urtheil ist das der Gesellschaft, glaube ich. Man hat sie gern.

„Ja, es ist richtig", bemerkte Henriette — war es mehr zerstreut oder nachdenklich? „Selbst Dein Gatte scheint von seiner frühern Abneigung zurückgekommen zu sein und ihr" — sie lächelte die Freundin an — „ganz eifrig den Hof zu machen."

Es war ein reizendes, gütiges und schelmisches Lächeln, das aus den schönen Augen Charlottens zu der Freundin, zum Gatten, über die Fremde und Dagobert hinglitt. In der nächsten Sekunde sagte sie aber schon wieder mit ernstem Blick: „Und Du selbst stimmst mit unserm Urtheil nicht überein, Henriette?"

Die Freundin schüttelte den Kopf. „Dazu sehe ich Frau von Reuterholm allzu wenig in der Nähe", versetzte sie in einem gewissen kalten Ton.

„Und wessen Schuld ist das, mein Herz? Weshalb hältst Du Dich stets so fern, auch heute, hier?"

„Was für eine seltsame Unterhaltung, Charlotte!“ meinte Henriette und brach ab, da eben Dagobert mit Frau von Reuterholm herantrat und auch Andere sich nahten, welche die Gräfin und sie ins Gespräch zogen.

Da die Leser aus dem eben mitgetheilten, an diesem Platz und in solcher Umgebung allerdings nicht gewöhnlichen Gespräch der Freundinnen schon die Hauptpunkte der Veränderung kennen lernten, welche inzwischen mit der Frau von Reuterholm genannten Fremden eingetreten war, brauchen wir nur ganz in der Kürze hinzuzufügen, daß die Dame allerdings etwa seit Dagobert's Ankunft aus ihrer bisherigen Zurückgezogenheit einigermaßen hervorgetreten war und sich der Gesellschaft nicht mehr entzog. Mit Dagobert selbst freilich schien das nichts zu thun zu haben. Sie erklärte nur, nachdem sie bekannter geworden, in der unbefangensten Weise, daß sie sich allmälig in ihrer Einsamkeit ganz unglücklich gefühlt habe und nothwendig irgend einen neuen Anhalt für sich in der Gesellschaft haben müsse.

Sie suchte denn auch alsbald nach einem Halt und fand diesen in der Gräfin und dem Grafen Eylingshausen, denen sie auch seither schon nicht ganz fremd gewesen war. Gräfin Charlotte nahm sie mit der ganzen ihr eigenen liebenswürdigen Güte auf; Graf Felix

begegnete ihr, trotz etwaiger Bedenken, die er wohl noch durchblicken ließ, selbstverständlich als höflicher und artiger Mann, und beide hatten diese — sagen wir: Nachgiebigkeit um so weniger zu bereuen, als die Fremde sich nicht im entferntesten aufdringlich zeigte, vielmehr sich niemals eigentlich auch nur so weit näherte, wie man es, seit man sie besser kennen lernte, ihr bald gern eingeräumt haben würde. Sie gewann, wie überhaupt bei der nähern Bekanntschaft, auch durch dies gemessene Verhalten von neuem bei Jedermann und ersichtlich am meisten beim Grafen Felix, der ihr bald — im gesellschaftlichen Sinn und in seiner Weise — allerdings mit der muntersten Laune den Hof machte.

Am günstigsten war es ihr aber, bei Vielen wenigstens, daß die Verbindung mit Herrn von Othmaringen, die man aus seinem Besuch geschlossen und auch vom Grafen erfahren hatte, eine durchaus oberflächliche blieb; wir erfuhren, daß das Urtheil über ihn nirgends ein freundliches, eher hier und da sogar ein mißtrauisches war. Er hatte gleich anfangs gegen den Grafen erklärt, daß er die infernale Bekanntschaft in ihr Gott Lob nicht wiedergefunden habe, wenn auch eine Dame, der er gleichfalls schon einmal begegnet sei. Das konnte nach dem, was man seitdem beobachtete, ungefähr wahr sein.

Inzwischen zog der Dampfer weiter und weiter durch den prächtigen Tag und die glänzende See und erreichte nun das Ziel des heutigen Ausflugs. Es war wiederum ein Thal, das sich hier zwischen den gewaltigen Bergmassen gegen das Meer zu öffnete; es lag auch hier ein kleiner Ort — Stadt konnte man ihn kaum heißen — an seinem Eingange und an dem ausgezeichneten Hafen, nur daß dieser mit Ausnahme einiger am Ufer liegenden Küstenfahrzeuge und Boote gänzlich öde erschien, wie denn überhaupt hier Alles viel kleiner, schlichter und ländlicher war als in der prunkhaften Ansiedelung, von der die Gesellschaft herüberkam. Aber gerade diese Ländlichkeit und Einfachheit reizt ja zuweilen die verwöhnten Kinder der großen Welt, weil sie neu für sie ist und einen Wechsel in die Einförmigkeit ihres Lebens bringt, und überdies fand man auch an dem kleinen Platze Manches, was der große und reiche nicht zu bieten vermochte.

Denn das Vorgebirge, in dessen Schutze der Hafen lag, sprang mit den grandiosesten Formen weit in die See hinaus, und von seiner bedeutenden, aber nicht schwer zugänglichen Höhe hatte man einen Blick in die See hinaus, einen andern auf die links und rechts sich ausbreitende, zurücktretende Küste und endlich einen dritten auf die rückwärts herüberglänzenden kühnsten

Schneegipfel des Hochgebirges, welche vielleicht nirgends in der Welt wieder von einem Punkte aus in solcher Großartigkeit zu gewinnen waren. Und dazu zeigte auch die Nähe selbst ihre eigenen Reize: es war ein üppiges, saftiges Wiesenthal, wie man es sonst selten in diesen Gegenden findet, mit krystallklaren, murmelnden Bächen, die auf mehr als einer Stelle in wunderschönen Stürzen von den Felswänden herunterrauschten, mit prachtvollen Matten, welche sich auf günstigern Stellen bergan zogen, und endlich im Hintergrunde, die jähen Abhänge hinauf und in die Schluchten hinein, von den Ausläufern und Resten eines Bergwaldes eingefaßt, der selbst die der Natur Entfremdeten anlocken mußte, da sie hier zu Lande weit und breit nicht mehr auf seinesgleichen stießen.

Es gab in der heitern Gesellschaft immerhin Augen und Herzen genug, welche alle diese Vorzüge und Reize zu würdigen verstanden, um so mehr, als Alles so eng bei einander lag, daß man jeden Punkt ohne Schwierigkeit und Ermüdung zu erreichen vermochte. Und als es sich erwies, daß auch für die leiblichen Genüsse aufs befriedigendste gesorgt war und daß man in dem großen, aber öden und ein wenig verfallenen Gasthof mit einer Art von Ehrgeiz bestrebt gewesen zu sein schien, die angekündigten Gäste würdig zu empfangen und ihnen

zu zeigen, daß man die gelieferten Vorräthe zu verwenden und selbst in diesem einsamen Winkel zu leben verstehe: da gab es nirgends auch nur einen Gelangweilten mehr und man fing an scherzhaft zu beklagen, daß man all dieses Gute und Schöne nicht länger als den einen Tag genießen solle.

Am glücklichsten und frohsten war fast Gräfin Charlotte, deren Natur ganz dazu geartet war, auch nicht den leisesten und verstecktesten Reiz dieses schönen Platzes zu übersehen und zu verlieren. Sie fühlte sich hier obendrein, wenn auch nur im Kleinen und in einzelnen Nebenzügen, an ihr altes unvergessenes Othmaringen erinnert: das ganze Thälchen war wirklich beinahe wie jener stille Seitengrund, der sich hinter dem Schlosse in die Berge hineinzog, aufwärts mit dichtem Walde gegen das alte Stammschloß zu, wie auch hier auf der Höhe des Vorgebirges zum mindesten einer von den alten Thürmen stand, welche an diesen Küsten vordem zum Schutz gegen die Seeräuber errichtet wurden. Ja, selbst der Gasthof erinnerte sie an das Vaterhaus, denn seine Lage auf einer kleinen Höhe hart über dem Hafen glich einigermaßen derjenigen des Schlosses, und sogar der Bau ließ sich vergleichen. Das Haus war, wie man erfuhr, wirklich von einem reichen Herrn im vorigen Jahrhundert erbaut worden

und erst nach manchem Wechsel in die jetzigen Hände, zu seiner nunmehrigen Bestimmung gelangt. Und noch mehr: sogar jenes große, wunderschöne, auf die Veranda geöffnete Familienzimmer fand sie hier wieder in dem weiten, kühlen, der Gesellschaft geöffneten Saal mit dem breiten Balkon vor seiner ganzen Fronte.

Henriette stimmte ihr zu. Sie war heiterer geworden und widmete sich freundlich den Uebrigen, bei denen die gute Laune sich gleichfalls eher steigerte als verringerte, für jeden Genuß empfänglich und selbst über diese und jene kleinen Mängel und Entbehrungen scherzend, welche das Ganze erst pikant und amüsant erscheinen ließen.

Die gute Laune sollte indessen alsbald einer harten Probe ausgesetzt werden. Als man noch beim Diner saß, das sich bei der heitern Stimmung aller weit über die gewöhnliche Zeit verlängerte, und von neuem scherzend bedauerte, daß der Tag und das Vergnügen sich seinem Ende zuneige, meldete der Kapitän des Dampfers einen Aufschub an, da er bei einem drohenden Unwetter, das in der Ferne über der See stehe und seinen Strich landwärts zu nehmen drohe, die Rückfahrt mit dem verhältnißmäßig schwachen Schiffe nicht wagen dürfe. Wie die Stimmung einmal war, konnte diese Nachricht nicht erschrecken; man trat vielmehr auf

den Balkon hinaus oder stieg gar das Vorgebirge hinan, um den Kampf der Elemente, wie man das zu heißen pflegt, lustig und zugleich gründlich zu beobachten. Aber die Sache änderte sich alsbald auf das ernstlichste. Die Kühnen, welche sich der Höhe zugewandt hatten, flohen erschrocken in den Schutz des Hauses zurück und selbst der Balkon mußte geleert werden, mit solcher furchtbaren Gewalt brach das Wetter herein und stieß so zu sagen über den Häuptern der Gesellschaft auf ein anderes, das aus dem Gebirge hervor gegen die See zog und nun gerade über dem kleinen Hafenplatz einen Kampf begann, der es selbst dem Muthigsten unheimlich werden ließ.

Blitz und Donner folgten einander unaufhörlich mit blendenden Strahlen und furchtbarem Krachen; der Regen stürzte in unermeßlichen Fluten, und als sich das Alles einigermaßen legte, brauste der Sturm mit solcher Gewalt daher, daß an keine Abfahrt zu denken war, ja der Kapitän versicherte, daß der Sturm sich vielleicht erst am nächsten Morgen, wo nicht noch später zur Ruhe geben werde.

Das waren böse Erfahrungen und Aussichten, denn was konnte die zahlreiche und verwöhnte Gesellschaft für Bequemlichkeiten an einem Platz erwarten, wo man sich nur mit Mühe auf ihre Anwesenheit und ihre

Bedürfnisse während weniger Stunden eingerichtet hatte! Allein die gute Laune behielt die Oberhand, und wo sich wirklich ein Kleinmüthiger fand, sah auch er sich bald wieder erheitert und stimmte wohl oder übel in die Scherze der Uebrigen ein, half ihnen Pläne machen, wie man den Rest des Abends am lustigsten hinbringe, und betheiligte sich an den Verhandlungen mit dem glücklich-unglücklichen Wirth, dem bei allen hereinbrechenden Anforderungen und seinen geringen Hülfsmitteln die Haare immer höher zu Berge stiegen.

Wie recht der Kapitän gehabt, als er die Abfahrt für unmöglich erklärte, und wie vernünftig man gewesen, sich diesem Ausspruch zu fügen, erfuhr man, als während des furchtbarsten Tobens und Stürmens der regelmäßige Nachmittagsdampfer sich durch die finstere Nacht mit Mühe in den kleinen Hafen hineinfand, hier eine Zuflucht suchend, da selbst das starke Schiff dem Ungestüm des Wetters nicht länger Trotz zu bieten vermocht hatte. Man war, aus dem großen Hafen fahrend, nur allzu bald in das schlimmste Ungestüm des Wetters gerathen, auf das böseste umhergeworfen worden, ja nur hart am Untergange vorübergestreift. Die zahlreichen Passagiere waren fast alle krank, und fast zugleich mit der Nachricht vom

Einlaufen des Schiffs kam auch schon die Botschaft an den Wirth, daß er zum mindesten für einige Unterkunft schaffen müsse, die am Bord des schwankenden Schiffs nicht die dringend nöthige Ruhe zu finden hofften.

Es war zum mindesten für das gräfliche Paar eine nicht geringe Ueberraschung, daß die Leidendste unter den Gelandeten die Prinzessin Constanze sei — Damen solchen Ranges behalten bekanntlich trotz ihrer Vermählung mit einem Mann geringern Standes ihren Titel und Namen — die schon drüben im großen Hafen nach dem Grafen und der Gräfin Eylingshausen gefragt, mit Bedauern ihre Abwesenheit erfahren habe und nun zum wenigsten die letztere sich vorgestellt zu sehen wünsche; sie sei über Othmaringen gereist und habe ihr Grüße von den Ihren zu bringen.

„Und denke Dir, sie reist allein", sagte der Graf, der seiner Gemahlin diese Botschaft brachte; „die Trennung von Bilingsfelden ist entschieden, und die Hofdame läßt Dich durch mich bitten, seinen Namen nicht vor Ihrer Hoheit auszusprechen. Sie leide zu sehr bei dieser Erinnerung."

„Hoheit empfängt nicht auch Dich?" fragte Charlotte, den Arm des Gatten nehmend, in hörbar bewegtem Ton. War es die an sie ergangene Auffor-

derung oder die letzte traurige Nachricht, welche ihre Wangen höher färbte und ihre bisherige Heiterkeit plötzlich verscheuchte?

„Nein, die Prinzessin fühlt sich zu angegriffen, sie will nur Dich sehen, weil sie es Deinem Vater versprach. Und unter uns — mir ist das lieb. Es würde sich, sei es hierüber, sei es sonst, kaum ein Wort vermeiden lassen, das ihr oder mir peinlich wäre. Und dazu fand ich als ihren Cavalier jenen Herrn von Mohr, mit dem ich in Rom verkehrte — Du lerntest ihn damals kaum kennen. Ich muß mit ihm reden. Es scheinen da seltsame Dinge vorgegangen zu sein, und wäre es nur das Eine, daß ihre beiden Begleiter keine Einheimischen sind.“

Nach einer Weile kehrte Felix in der That mit dem Fremden in den Saal zurück, wo die Gesellschaft inzwischen mit dem anerzogenen Takt nicht nur die Ueberraschung, sondern auch ihre Neugier überwunden hatte und sich in der frühern Weise zu unterhalten fortfuhr.

Als die beiden Herren in den Saal traten, machte der Fremde Halt und warf einen forschenden Blick über die Anwesenden und sagte lächelnd: „So zahlreich hätte ich mir Ihre Begleitung nicht gedacht, mon cher comte! Da wird es allerdings schlimm mit einigem

Comfort für die Nacht aussehen, und ich gehe am Ende an Bord zurück. Aber lassen Sie uns vorgehen, Graf! Es wäre doch seltsam, wenn ich hier nicht noch weitere Bekannte —" Und plötzlich abbrechend, fügte er nach einer Sekunde im Tone der lebhaftesten Ueberraschung hinzu: „Ei, mon dieu, da sehe ich ja schon Jemand! Auf Ehre, ich will nicht Mohr heißen, wenn die Dame dort nicht jene mysteriöse schwarze Einsiedlerin von Rom ist, der Sie dort mit so anerkennenswerther Beharrlichkeit und so betrübender Erfolglosigkeit nachgingen. Ah, cher comte, cher comte", schloß er schalkhaft, „was für ein entzückendes, böses kleines Geheimniß! Nur das Eine sagen Sie mir ganz leise: haben Sie Madame oder hat Madame Sie hierher gezogen?"

In diesem Augenblick trat aus der Thür eines Nebenzimmers, welche hart neben dem Standpunkt der beiden Herren war, Henriette hervor, welche sich vor einiger Zeit dahin ihres steigenden Kopfschmerzes wegen zurückgezogen hatte. Sie sah sehr blaß aus und wollte mit einer leichten Verbeugung vorübergehen.

„Bitte, liebe Henriette", hielt Graf Felix sie indessen zurück, dessen Miene ein gewisses Unbehagen verrieth, während sein Auge mit einer Art von unruhigem Forschen das Mädchen überflog und in den Zügen

desselben lesen zu wollen schien. Und zu seinem Begleiter gewendet, fuhr er fort: „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Herrn von Mohr vorstelle, einen römischen Freund, der damals aber die Gräfin kaum und Sie gar nicht kennen lernte. Fräulein von Walden, lieber Mohr, die unzertrennliche, treue Jugendfreundin meiner Frau."

„Herr Graf!" sagte Henriette, dunkel erröthend bei dem Titel, den ihr der Herr gegeben hatte und der, statt sie zu ehren, sie in ihrem Gefühl nur heruntersetzte.

Der Fremde schnitt aber ihre Worte ab. Sein dunkles Auge ruhte mit ersichtlich großer Ueberraschung auf ihr. „Mein gnädiges Fräulein", sprach er dann, „ich bin entzückt über diese Begegnung mit der vom Herrn Grafen so oft gepriesenen und verehrten Freundin der Frau Gräfin! Aber die erste Begegnung ist es, wie ich fast glaube, nicht."

Ihre Wangen hatten wieder die gewöhnliche, mehr blasse Farbe angenommen, und ihre Augen begegneten denen des Fremden mit festem, kaltem Blick. „Dessen entsinne ich mich nicht", entgegnete sie auch in kaltem Ton. „Soviel ich weiß, höre ich Ihren Namen heute zum ersten Mal, der Herr Graf müßte ihn denn einmal in Rom in meiner Gegenwart ausgesprochen haben."

„Und doch, und doch — es wäre fast zu erstaunlich!" sagte der Fremde, ohne sein Auge abzuwenden. „Vor drei Jahren, im Herbst, in Kassel, im Hause —"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich war damals wirklich in Deutschland, in Familienangelegenheiten, aber dennoch zu jener Zeit ebenso wenig wie sonst jemals in Kassel." Sie wandte sich mit einem leichten Neigen des Hauptes ab und der nächsten Gruppe zu.

Drittes Kapitel.

Eine flüchtige Begegnung.

Es war sichtbar genug, daß jene seltsame böse Krankheit, die uns auf der See so grimmig anpackt und uns nicht tödtet, aber so grausam leiden läßt, daß wir uns verzweiflungsvoll den Tod wünschen, während sie beim ersten unserer Schritte ans Land augenblicklich entflieht, die Prinzessin Constanze vor allen Uebrigen zu ihrem Opfer erkoren hatte. Herr von Mohr war, wie wir bemerken konnten, fast oder völlig unverletzt geblieben; die Hofdame, welche die Gräfin in das der Prinzessin eingeräumte Gemach begleitete, erschien zwar bleich und ein wenig angegriffen, zeigte sich im Uebrigen aber durchaus im Stande, den Pflichten ihres Dienstes zu genügen, und ebenso waren auch bei der saubern, schlichten alten Frau, welche im Zimmer anwesend und

um ihre Gebieterin beschäftigt war, wenig oder keine Spuren des bestandenen Kampfes wahrzunehmen. Die Prinzessin selber aber ruhte auf dem Sopha, das der Wirth, Gott mochte wissen, wie und woher so schnell, aufzutreiben verstanden, und zwischen Polstern, welche vermuthlich der Salon des Schiffes geliefert hatte, in einer Ermattung, welche sie an jeder Bewegung zu verhindern schien und kaum das Haupt aufrecht erhalten ließ. Auch hatte die Hofdame Gräfin Charlotte auf diesen Zustand vorbereitet und sie gebeten, daß sie, auch gegen den Wunsch der hohen Frau, sich zurückziehen möge, sobald es der Inhalt der Mittheilungen oder der Unterhaltung irgend möglich erscheinen lassen würde.

„Die Gesundheit Ihrer Hoheit ist ohnehin auf das tiefste erschüttert", setzte die junge artige Dame sorgenvoll hinzu, „und was diese letzten Stunden uns auferlegten, rechtfertigt unsere peinlichsten Sorgen. Wir haben schon heute Nachmittag Hoheit angefleht, Sie möchten in ** ein paar Tage ruhen, zumal Sie dort morgen bestimmt die Frau Gräfin sehen würden; allein es war vergeblich. Der Wille Ihrer Hoheit ist unbeugsam, und selbst ihre Kraft muß sich ihm fügen, bis sie zu Ende ist."

Prinzeß Constanze machte, da das Fräulein Char-

lotte hereinführte und den Namen derselben nannte, auch kaum eine andere Bewegung, als daß sie den Kopf ein wenig erhob und ihre selbst in ihrer Müdigkeit noch wunderschönen Augen zu einem langen, sanften, prüfenden Blick auf die Vorgestellte richtete.

„Sie müssen mir meinen Wunsch, Sie hier und zu dieser Stunde noch zu sehen, zu gute halten, liebe Gräfin", sagte sie leise, aber mit einem Blick, den man trotz seiner Sanftheit nur durchdringend heißen konnte. „Ich hatte so sicher gehofft, Sie zu sehen, und gab diese Hoffnung heute Nachmittag mit wahrhaftem Bedauern auf, sodaß mich die nun doch gelungene Begegnung, wie böse auch ihre Veranlassung, ganz glücklich macht. Und ebenso verzeihen Sie mir diesen Empfang", setzte sie hinzu; „ich fühle mich gänzlich außer Stande, Ihnen entgegenzugehen. Geben Sie mir die Hand, Gräfin."

Sie streckte ihr die ihre entgegen, und Charlotte fühlte einen leichten Druck der feinen, magern Finger. Als die Gräfin jedoch die Lippen auf die Hand neigen wollte, wnrde dieselbe zurückgezogen, und die Prinzessin sprach mit einem leisen Anklange von Wehmuth: „So nicht, mein Kind! Ich bin Ihnen nur in den Jahren überlegen. In allem Uebrigen sind Sie die Glücklichere und Bevorzugtere. — Gib der Frau Gräfin einen Sessel,

Anna, hier ganz nahe zu mir. Und dann lasse uns nicht stören."

Als Charlotte Platz genommen und die alte Dienerin sich entfernt hatte — die Hofdame hatte sich schon früher zurückgezogen — blieb es eine ganze Weile still in dem nur schwach erhellten Gemach. Ungeachtet dieses letztern Umstandes aber konnte Charlotte jetzt, wo sie der hohen Frau so nahe saß und dieselbe aus der augenblicklichen Aufregung des Empfangs in die Ruhe der Ermüdung zurückgesunken war, nur allzu deutlich und mit tiefer Bewegung wahrnehmen, daß die Worte der Hofdame von der erschütterten Gesundheit der Prinzessin mehr als nur richtig waren. Und was für Charlotte, welche die Dame zwar heute zum ersten Male erblickte, dagegen aber nicht nur gleich aller Welt den Ruf ihrer großen Schönheit vernommen, sondern auch obendrein von dem Glück, dem Leid, den Wirren ihres Lebens eine immerhin ausreichende Kunde erhalten hatte, fast am schmerzlichsten, das war die leider unabweisliche Erkenntniß, daß es die innern Leiden gewesen sein mußten, die die äußern hervorgerufen hatten, welche die Kraft und Anmuth dieser Gestalt lähmten und die Züge vor der Zeit altern ließen.

Die Augen der Prinzessin ruhten wieder mit jenem tiefen, sanften und zugleich forschenden Blick auf ihrem

liebreizenden Gegenüber, aber derselbe wurde immer milder und sanfter, ja erhielt zuletzt fast einen feuchten Glanz, bis sie endlich leise, aber wie aus dem tiefsten Herzen herauf sagte: „Also das ist die Rose von Othmaringen!"

Charlotte sah überrascht, mit dem sanften Erröthen und dem schämigen Lächeln auf, welche den schönsten und um so unvergleichlichern Reiz der anmuthigen Frau bildeten, da es so unendlich wenige verstehen oder vom Glück erlangen, denselben sich, selbst in so jungen Jahren noch, in seinem vollen jugendlichen Duft zu bewahren. Ihre Lippen öffneten sich wie zu einer Frage, aber Prinzeß Constanze kam ihr zuvor.

„Weshalb so überrascht, mein Kind?" fuhr sie mit sanftem Lächeln fort. „Weil ich diesen Ihren Namen kenne und Ihnen denselben nun selber gebe, da ich freudig erkenne, daß Sie ihn so ganz und gar verdienen und rechtfertigen?"

„Hoheit sind gar zu gut", sagte Charlotte mit neuem Erröthen und einem leisen Lächeln um die gesenkten Augen. „Ich höre den Wiederhall von den Stimmen in meinem lieben alten Othmaringen. Sie haben mich dort stets über Verdienst lieb gehabt. Aber ich" — und sie schlug die Augen zu einem unendlich treuen und innigen Blick auf — „ich habe sie doch noch lieber!

Hoheit bringen mir Grüße von meinem alten Vater, sagte mir mein Mann."

So sanft und fast zärtlich das Auge der Prinzessin jetzt auf die anmuthige Frau blickte, es war doch auch etwas wie Schwermuth, ja wie ein leiser Schmerz darin, und auch in ihrem Tone wurde eine auffallende Bewegung vernehmbar, als sie nun erwiderte: „Ja, mein Kind, von Ihrem Vater, den ich hoch verehre, bringe ich Ihnen allerdings die zärtlichsten Grüße, und auch von den Andern, dem trefflichen Pfarrer, der liebenswürdigen Frau von Soldnau; allein den Namen haben Sie mir nicht mitgegeben, noch hab' ich ihn von ihnen vernommen, wie ich denn auch viel früher von Ihnen hörte und wußte, als ich die Ihren kennen lernte. Sie und ich, wir sind schon alte Bekannte, Charlotte", fügte sie noch bewegter hinzu. „Sie dürfen mir Ihren Namen schon erlauben; Sie sind mir seit lange nahe gewesen, näher, als Sie ahnen können."

Sie richtete sich mit mehr Kraft auf, als man ihr zugetraut hatte, ja als sie selber von sich erwartet haben mochte. Sie streckte Charlotten beide Hände entgegen, und da diese, aufspringend und dieselben ergreifend, sich über sie neigte — denn eine solche Situation ruft unser Herz auf zu seiner ganzen, alle Formen und jede Schulung überwindenden eigenen Natur —

zog sie die junge Frau ganz zu sich heran, legte den Arm um sie, schaute ihr zärtlich in die Augen und streifte endlich mit ihren Lippen die zu ihr geneigte reine Stirn.

Das Alles währte nur einen Augenblick. Dann trat Charlotte zurück, und aus ihrem tiefen Erröthen, aus der Schüchternheit ihres Blicks sprach es wie eine Art von Schreck, daß sie sich so weit habe hinreißen lassen. Sie schob ihren Stuhl zurück. Aber die Prinzessin gab das nicht zu. „Nein, nein“, sagte sie, „so nicht, mein Kind! Ich lasse Sie noch nicht frei! Im Gegentheil, Sie müssen hier ganz nahe herankommen und mir Ihre Hand lassen.“ Und als Charlotte folgsam wieder näher trat, nahm sie wirklich die Hand in die ihre und sprach dabei bewegt: „Ja, ja, Charlotte, Sie sind schon vor langer, langer Zeit meiner Liebe empfohlen, ja derselben wie ein Vermächtniß anvertraut worden, von Jemand, der Sie sehr lieb —“

Charlottens Hand zuckte in der der Prinzessin, und dunkles Erröthen überflammte ihr Gesicht, die weiße Stirn, den schlanken Hals. „Hoheit“, bat sie zagend, „diese Erinnerungen —“

Aber Prinzeß Constanze ließ sich nicht zurückhalten. „Diese Erinnerungen“, sagte sie mit dem Beben einer tiefen Erregung, „führen mich in die glücklichste

Zeit meines Lebens zurück, zu einem solchen Glück, daß davor all die Qual und Pein des einzelnen Tags schon damals verschwand und heute längst vergessen ist, daß es selbst durch das nicht erdrückt werden kann, was sich später daran schloß und mir das Herz brach."

„Hoheit!" flehte Charlotte angstvoll; eine Erschöpfung, wie sie dieselbe an der hohen Frau wahrgenommen hatte, und eine Aufregung, Erinnerungen, wie sie jetzt sie erschütterten, erschienen ihr so schreckhaft und gefährlich, daß sie mit einer Art von Verzweiflung nach der Thür blickte, durch welche vorhin die alte Dienerin verschwunden war.

Die Prinzessin merkte das. „Seien Sie unbesorgt, mein Kind", sprach sie hörbar ruhiger, aber mit einem momentanen finstern Lächeln, „ich lasse mich nicht zu weit fortreißen, mich nicht übermannen. Gerade die Erinnerung an jene Zeit des Glücks, zu der auch Sie gehören, Ihre Gegenwart, Ihre Erscheinung lassen das, was sich später daran schloß, in mir nicht zur Herrschaft kommen. Ich kann ohne Schmerz und ohne Zorn an das Damals denken, von ihm — zu Ihnen wenigstens — reden! Es ist kein Schatten dort, sagte ich schon, sondern Alles schön, licht, rein und edel, wie er selber es war, er — er" — ihre Stimme bebte —„den Menschen und Verhältnisse mir und sich selbst gestohlen

haben, er — er, der edelste, der reinste, der höchste Mensch!" Sie brach jäh ab, strich sich leise mit der Hand über die Stirn, und indem sie die Augen dann mit einem ruhigern Ausdruck zu Charlotten erhob, sagte sie gefaßter, ja mit einer Art von Resignation: „Aber wir wollen nur von Ihnen reden, mein Kind."

„Hoheit!" bat Gräfin Charlotte noch einmal und mit neuem, tiefem Erröthen.

Aber die hohe Dame nahm auf diese Einwendung noch weniger Rücksicht als bisher, und ihre Augen mit einem gedankenvollen Blick auf ihre Zuhörerin richtend, fuhr sie gleichsam in ihrem frühern Satz fort: „Ich erfuhr von Ihnen schon, da Friedrich zum ersten Male in Othmaringen gewesen war und unter den andern Hausgenossen Ihrer besonders freundlich gegen mich gedachte. Das geschah dann jedesmal, wenn er bei Ihnen gewesen, und als dann plötzlich auch in andern Kreisen von Ihnen geredet wurde —"

„Von mir? In andern Kreisen?" wiederholte Charlotte so überrascht, daß selbst sie darüber die Ungewöhnlichkeit einer solchen Unterbrechung vergaß.

„Ja, in andern Kreisen, in der Familie Ihrer dortigen Verwandten, meine ich, und auch sonst; aber davon ist nicht zu reden. Genug, damals, als Friedrich mit Ihrem jetzigen Gemahl in Othmaringen zu-

sammengetroffen war und bald nachher von Ihrer Verlobung mit demselben geredet wurde, da sprach er — Friedrich — mir in einer unvergeßlichen, schweren und süßen Stunde von Ihnen in der Weise, wie ich es vorhin andeutete: wie hoch er Sie stelle, wie wahrhaft lieb er Sie habe, wie — es darf Sie nicht verletzen, Charlotte", brach sie ab. „Der Anschein sprach ganz und gar für ihn, und so streng, wie er über die Gesellschaft und zumal über die Männer derselben urtheilte und zu urtheilen berechtigt war, durfte er wohl für Ihre Stellung zwischen denselben, für Ihre Zukunft besorgt sein. Sie sollten in Ihrer Jugend und Unerfahrenheit plötzlich aus Ihrer tiefen, aber auch würdigen Einsamkeit in den wildesten, glänzendsten, leersten Strudel hinübertreten, zwischen Menschen, in Zustände und Verhältnisse, für die Sie, wie er es hieß, viel zu gut waren, wo Sie — wir haben niemals ergründet, weshalb — aller Wahrscheinlichkeit nach sogleich auf allerlei Intriguen, ja auf wirkliche Anfeindungen stoßen mußten. Da empfahl er Sie meinem Schutz und meiner Hut. Und ich versprach ihm das, denn ich hatte Sie lieb gewonnen durch ihn.

Nun, mein Schutz wurde nicht nöthig", redete sie weiter, indem ihre schönen Augen mit vollster Innigkeit Charlotte umfaßten; „Sie kamen nicht zu uns, und

was wir dann aus der Ferne von Ihnen hörten, zeigte uns nicht nur, daß unsere Sorge eine unnöthige gewesen war, sondern machte Sie uns — mir zumal — auch immer lieber! Glauben Sie mir, mein liebes Kind, ich hatte eine ordentliche Sehnsucht, von Ihnen zu hören, Sie kennen zu lernen; eine junge Frau, welche sich solcher Erfolge an — den Ihren, solcher Achtung, Anerkennung, Liebe in all ihren Kreisen zu erfreuen und sich das Alles zu sichern wußte, mußte wirklich ein ungewöhnlich bevorzugtes Wesen sein. Werden Sie nicht roth, liebes Kind! Ich spreche nur aus, was wir stets von Ihnen vernahmen, was wir, da es von allen Seiten gleich klang, wohl glauben mußten, und was wir noch fester glaubten, als auch ich in Othmaringen und bei den Ihren bekannt wurde und alles Gute und Schöne nun von dem trefflichen Florian Hausmann, von der guten Soldnau bestätigen hörte."

Es war ein leises, süßes, fast ein wenig schelmisches Lächeln, mit dem Charlotte, als die Prinzessin eine Pause machte, sagte: „Ob das die rechten Richter über mich sind, Hoheit —"

Die Prinzessin schüttelte gleichfalls lächelnd den Kopf. „Florian Hausmann gewiß", versetzte sie, „er ist eine unbestechlich wahre Natur; obgleich er nicht meines

Glaubens ist, verehre ich in ihm doch einen der würdigsten Diener Gottes. Aber ich will weiter reden", fuhr sie fort. „Ich darf Sie nicht allzu lange Ihrer Gesellschaft entziehen und habe doch noch so Manches auf dem Herzen! Genug, das ging so fort; Sie blieben uns, mir immer nahe, obgleich" — und ihr Blick wurde für eine Sekunde wieder durchdringend — „man früher und später versuchte, mich auch gegen Sie mißtrauisch zu machen. Aber", fuhr sie wieder herzlich fort, „Ihnen braucht man nur ins Auge zu blicken! — Und als nun vollends diese schmachvollen letzten Zeiten in Neapel kamen, durch welche Ihres Gatten und Ihre Treue fast wie die einzigen hellen Sterne zu uns hinüberleuchteten, da gesellte sich zu meiner Liebe eine wahre Verehrung, Charlotte, und diese wuchs von neuem und erstreckte sich auch auf den Grafen, als er so mannhaft zu seiner Ueberzeugung stand und sich für dieselbe opferte. Das ist's, was auch die Ihren sehr beglückt hat und was ich Ihrem Gemahl aussprechen sollte. Thun Sie es für mich, liebes Kind, ich kann den Grafen leider nicht sehen! Leider, sage ich!" fuhr sie mit einem leichten Zucken der feinen Brauen fort. „Ich möchte ihm gern eine Mahnung zur ernstlichsten Vorsicht bringen. Folgt er mir, so läßt er sich durch nichts, sei es so schmeichelhaft, wie es wolle, zu einem Schritt verlocken, der ihn

in den Dienst zurückführte. Er ist ja, soviel ich weiß, in der glücklichen Lage, völlig unabhängig sein zu dürfen, und was man ihm auch bietet, er kann überzeugt sein, daß man ihm im tiefsten Grunde nicht wohl will, sondern so oder so einen Schlag gegen ihn vorbereitet. Ich weiß, daß mein Bruder, der Fürst, irgend etwas gegen ihn hat; das Was kann ich freilich um so weniger nennen, als ich schon seit Jahren in gar keiner Verbindung mit ihm bin. Und ebenso weiß ich, daß man auch im Hause Ihres Verwandten, des jetzigen Ministers, nichts weniger als freundlich gegen ihn, vielleicht auch gegen Sie gesonnen ist. Er soll daher auf seiner Hut sein. An Versuchen wird es nicht fehlen, ihn wieder heranzuziehen."

„Sie wurden bereits gemacht, Hoheit", sagte die Gräfin gepreßt. Die Mittheilung der hohen Frau hatte eine steigende sorgenvolle Bewegung in ihr hervorgerufen, und die Erwähnung der Verwandten und ihrer feindseligen Stimmung betraf sie um so tiefer, je seltsamer sie zu dem stimmte, was am gestrigen Abend und heutigen Morgen zwischen ihrem Gatten, Dagobert und ihr zur Sprache gekommen war. „Man hat meinem Mann auf die schmeichelhafteste Weise den Posten in *** angeboten", setzte sie auf das lebhafte „Wie?" Constanzens hinzu.

„Sehen Sie! Sehen Sie!“ rief die Prinzessin noch lebhafter. „Und der Graf?“

„Er lehnte ab, Hoheit.“

„Zu seinem Glück, denke ich! Nochmals, mein theures Kind, was man gegen ihn hat, ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß mein Bruder niemals ein ihm geschehenes, gleichviel ob wahres oder rein eingebildetes Unrecht vergißt oder verzeiht, noch jemals um die Mittel zur Erreichung seines Zwecks in Verlegenheit geräth. Und ich glaube auch Herrn von Othmaringen und die Seinen genug zu kennen, um von ihnen ungefähr das Gleiche sagen zu dürfen.“

„Aber um des Himmels willen, Hoheit, was können diese Leute gegen uns haben?“ fragte Charlotte mit sichtbarer Erregtheit. „Soviel ich weiß, ist mein Mann niemals mit ihnen in Verbindung gewesen, und von mir weiß ich das gewiß. Und dennoch gedachte auch der Graf dieser Familienfeindschaft, wie er es hieß, und warnte mich vor meinem armen Vetter Dagobert, dem Sohn des Ministers, der seit einiger Zeit hier verweilt und —“

„Sich an Sie angeschlossen hat?“ fiel die Prinzessin mit einer auffälligen Schärfe ein. „So möchte auch ich Sie und zwar noch ernstlicher warnen.“

„Und dennoch, Hoheit, ich vermag nichts in ihm

zu sehen als einen einerseits kranken und hülfsbedürftigen und andererseits schwachen, vor allem unbedeutenden Menschen, am wenigsten etwas wie einen Intriganten oder Diplomaten."

„Mein theures Kind", sagte die Prinzessin mit dem Blick und Ton einer Charlotte fast erschreckenden Verachtung, „es gibt auch in dieser Klasse zwei Arten von Acteurs. Die einen nehmen die ihnen übertragene Rolle so zu sagen nur als Schema, das sie selbstständig zum Kunstwerk gestalten und ausarbeiten; die andern sind nichts Anderes als Maschinen, die genau, Wort für Wort, das Pensum hersagen, die vorgeschriebenen Bewegungen und Wendungen machen und damit — in gewissen Fällen — genau die gewünschte Wirkung, den verlangten Erfolg erzielen. Ich habe allerdings nie gehört, daß Dagobert Othmaringen zu einer andern als solcher Maschinenthätigkeit gelangt sei. Solche Leute fragen dann auch nicht nach der höhern, künstlerischen oder sittlichen Bedeutung ihrer Rolle, noch ob dieselbe ihnen Ehre macht oder bringt, sondern nur nach dem beifälligen Lächeln des Chefs."

„Das ist ein sehr hartes Urtheil, Hoheit", sprach Charlotte gesenkten Blicks.

„Das ich nicht in allen Punkten für Herrn Dagobert von Othmaringen aufrecht erhalten und beweisen

kann", meinte Prinzeß Constanze mit dem frühern Ausdruck, „dennoch aber nicht für zu hart halte. Ich kenne den Herrn allerdings Gott Lob! sehr wenig, habe indessen von ein paar Aufträgen gehört, wo er — genug, sage ich: die nur ein Mensch ohne höheres oder tieferes Gefühl rein maschinenhaft in solcher vollendeten Weise durchführen konnte. Haben Sie einmal von seiner Schwester gehört? Wer ist diese Frau von Reuterholm in der Fremdenliste?"

In diesem Augenblick trat die alte Dienerin in die Thür und ließ die Prinzessin plötzlich abbrechen. Anna meldete, daß der Kapitän des Dampfers, da der Sturm sich entschieden zur Ruhe gebe und von keiner Gefahr mehr die Rede sei, so bald wie irgend möglich wieder in See zu gehen wünsche; er könne, so gern er auch die Bequemlichkeit Ihrer Hoheit berücksichtigen wolle, kaum die Verantwortung einer über die dringendste Noth verlängerten Verzögerung seiner Fahrt auf sich nehmen.

Prinzessin Constanze war sogleich bereit, der Bitte des Kapitäns zu entsprechen. Sie habe sich einigermaßen wenigstens erholt, meinte sie, und zum mindesten den Hauptzweck ihrer hiesigen Landung, Gräfin Charlotte kennen zu lernen und mit ihr zu sprechen, erreicht. Sie wolle den Mann nicht in Verlegen-

heit bringen. Einen Aufschub ihrer Reise aber könne sie selber um so weniger wünschen, als sie wohl fühle, wie nöthig ihr die dauernde völlige Ruhe an dem zum längern Aufenthalt erkorenen Platze sei.

„Und es ist ja nicht aus der Welt“, sagte sie, Charlottens Hand zum Abschied in der ihren haltend, fast zärtlich, „daß Ihr Besuch bei mir zu den Unmöglichkeiten gehören sollte. Ich bitte im Gegentheil um diesen Besuch, liebe Gräfin! Wir haben uns noch so viel zu sagen, von einander zu hören! Ja, wenn es mir irgend möglich wird, sollen Sie durch einen Brief noch dies und jenes erfahren, was mir am Herzen liegt und wozu heute die Zeit nicht mehr ausreicht. Vor allem aber denken Sie an das, was ich Ihnen für Ihren Gemahl gesagt habe. Denken Sie auch für sich selber daran, Gräfin. Und wenn Sie nach Othmaringen schreiben, so grüßen Sie die Ihren auf das freundlichste von mir.“

Sie ließ sich zum Hafen und auf das Schiff hinabtragen und war fort, ohne Geräusch, wie sie ohne solches gekommen. Ein weiteres Glied der im Gasthof anwesenden Gesellschaft zu sehen — es hatten Mehrere gewünscht, sich ihr vorstellen zu dürfen — lehnte sie ab und ließ auch dem Grafen Felix durch seine Gattin

noch einmal ihr lebhaftes Bedauern aussprechen, daß sie infolge ihres leidenden Zustandes selbst ihn nicht sehen könne.

Eine Viertelstunde darauf ging der Dampfer brausend in die allerdings noch sehr bewegte See hinaus. Aber in der Luft war es wirklich schon fast ganz still geworden, und zwischen den langsam abziehenden Wolken wurden die Sterne sichtbar.

Es war mehr als einem in der Gesellschaft auffällig, wie still und zurückhaltend Gräfin Charlotte von der langen und vertraulichen Unterhaltung mit der Prinzessin zurückkehrte, in welcher die Meisten doch nur eine neue, schmeichelhafte Bevorzugung der schönen Frau zu entdecken vermochten. Sie konnte zwar dem Erstaunen hier und der Neugierde dort leicht mit der Erklärung begegnen, wie sie durch den leidenden Zustand der hohen Dame allzu tief ergriffen worden und wie ihre ganze Unterhaltung eine allzu ernste gewesen sei, als daß sie sich durch dieselbe beglückt und erheitert finden könne, allein man schien daran nicht recht glauben zu wollen, und der Graf, an dem sich überhaupt eine gewisse erregte, halb zerstreute, halb unstäte Stimmung beobachten ließ, neckte sie geradezu mit ihren Geheimnissen und ihrer diplomatischen Miene.

Sie nahm das mit guter Manier hin, ohne sich in ihrer Weise stören zu lassen oder heiterer zu werden. Und endlich gab sie zuerst das Zeichen zum Aufsuchen der Ruhe, welche die geringen Bequemlichkeiten des Hauses der Gesellschaft möglich machten.

Viertes Kapitel.

Beziehungen und Stimmungen.

Es war auffällig, weil in der Gesellschaft wenigstens Niemand einen rechten Grund dafür auffinden zu können schien, daß sich an den Hauptpersonen unserer Erzählung von diesem Tage an eine Veränderung vollzog, welche zu scharf mit ihrem bisherigen Wesen contrastirte, als daß man sie hätte übersehen können, ja daß sie nicht in den Personen selber ein, sei es neugieriges, sei es mißtrauisches oder mißmuthiges Erstaunen über das an den Andern Wahrgenommene hervorgerufen hätte, und zwar, wie wir hinzufügen müssen, das Eine wie das Andere mit vollem Recht.

Es gab Niemand in der Welt, der bei der Gräfin Charlotte jemals etwas wie ein besonderes Vergnügen an einer lebhaften, rastlosen Geselligkeit, geschweige

denn einen besondern Trieb nach derselben oder gar eine Beförderung und Aufmunterung zu solchem Treiben beobachtet hätte. Die Dame hatte sich niemals dem Vergnügen und der Unterhaltung des Kreises, in dem sie stand, entzogen, vielmehr dieselben schon durch ihre Gegenwart und Theilnahme, durch die außerordentliche Anmuth und vollendete Liebenswürdigkeit belebt zugleich und verschönt, welche so ganz ihr eigen war. Sie war niemals mit einer in solchem Fall falschen Bescheidenheit von dem Platz zurückgewichen, den sie von jeher eingenommen hatte und der ihr von Niemand streitig gemacht wurde, weil Niemand desselben sich würdiger erwies als sie, und sie hatte nicht minder in ihrem eigenen Hause allen Ansprüchen und Pflichten auf das tadelloseste zu genügen verstanden, welche der Name und die Stellung ihres Gemahls, welche ihre eigene Geburt, ihre Jugend und Schönheit, ihr Reichthum ihr auferlegten und von der Gesellschaft an sie erheben ließen.

Aber ebenso wenig hatte sie, um das zu wiederholen, jemals im vollen, rastlosen Treiben gestanden oder dasselbe aufgesucht, geschweige sich denn von demselben fortreißen lassen. Sie zeigte sich stets als eine heitere und liebenswürdige, freundliche und theilnehmende Natur, aber fern von aller Uebertreibung und

Leidenschaftlichkeit; man traf sie, um diesen Ausdruck zu wählen, stets eher zu selten als zu oft und allerwärts, und wer sie irgend beobachten wollte, konnte keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, daß ein beschränkter Kreis der Geselligkeit und des gesammten Lebens ihrer Natur so gut wie ihren Neigungen am meisten entspreche, und daß alle ihre Reize, alle Schätze ihres Geistes und Herzens, alle Vorzüge gerade in einem solchen zur reichsten Entfaltung, zur vollen Geltung kamen.

Hieran schloß sich ein anderer Zug, dessen wir auch sonst schon gedacht haben: Gräfin Charlotte stand den Ihren so herzlich und innig nahe wie möglich und hing an ihnen mit der vollsten Hingebung, mit — so mußte man wohl annehmen — rückhaltsloser Offenheit. Allein wenn man sie näher kannte und genauer beobachtete, konnte man nicht verkennen, daß das Maß, welches ihr ganzes Wesen beherrschte, auch hier und zwar vorzüglich sichtbar wurde. Seit sie von Othmaringen geschieden und in die Welt getreten war, hatte sie im Grunde und vielleicht ein paar ältere Freunde abgerechnet, Niemand mehr sich wirklich genähert, und ebenso wenig wie die Huldigungen, die ihr dargebracht worden, jemals einen Eindruck auf sie gemacht, hatte sie ein Freundschaftsbündniß geschlossen, das auch

nur im Sinne der Gesellschaft diesen Namen verdient hätte.

Und gerade in diesen Punkten, die man doch wohl wie das Fundament ihrer Natur, ihres Charakters, ihres ganzen Wesens hätte ansehen sollen, machten sich nun die Veränderungen bemerkbar, deren wir oben gedachten. Es erschien an ihr eine gewisse Erregtheit und Unruhe, ein Treiben und Drängen nach Unterhaltung und Zerstreuung, wie eine glänzende und durch keinerlei Rücksichten und Schranken gefesselte Gesellschaft, gleich der hier versammelten, sie nur zu bieten vermag, eine lebhafte Theilnahme nicht nur an all den jetzt auftauchenden Zerstreuungen, sondern auch eine — man möchte fast sagen: fortreißende Lust an diesem aufregenden Treiben. Und so reizend ihr das auch stand, und so anmuthig sie sich auch in dieser neuen Rolle bewegte, die Stellung, welche sie in der Gesellschaft einnahm, mit einer Art von Uebermuth wie ihr Recht beanspruchend und die Huldigungen, welche ihr jetzt alsbald offener und freier als je zuvor dargebracht wurden, eher mit Scherz und Schalkhaftigkeit ermuthigend, als mit ruhiger Liebenswürdigkeit in ihr Maß zurückweisend, in der Villa Marina so gut, wenn diese sich, wie nun häufig, zahlreichen und heitern Gästen öffnete, wie überall sonst, wo man sich gesellig ver-

einte, stets die — freilich beglückende — Gebieterin, stets die Fee, welche immer neue Ueberraschungen und Zerstreuungen bereit hatte: das Alles war eben dennoch so ganz anders, als man es bisher an ihr beobachtet und von ihr kennen gelernt hatte, daß es alle Welt aufmerksam machen und Jeden, der es ehrlich und treu mit ihr meinte, gewissermaßen sorgenvoll der Fortsetzung und Entwickelung entgegensehen lassen mußte.

Ja, die Verwunderung hier und die Sorgen da mußten noch wachsen, wenn man ins Auge faßte, wie sie sich zu ihrem Vetter Dagobert und seiner anscheinend stets sich steigernden, stets unverhohlener sich offenbarenden Leidenschaft mit Lachen zwar und gelegentlichem Spott, aber auch mit einer an ihr zum mindesten in ähnlichen Fällen noch nie beobachteten, eher aufreizenden als zurückweisenden, fast an Koketterie grenzenden Lustigkeit verhielt; wie sie mit Frau von Reuterholm in einer täglich intimern Freundschaft sich zusammenfand, sodaß es ihr ohne die Gesellschaft derselben gar nicht mehr wohl zu werden schien; wie sie das Verhältniß ihres Gatten zu der genannten Dame, das er sich gar nicht zu verheimlichen bemühte und über das kein Mensch mehr im Zweifel war, mit lachendem Scherz, mit einer spöttischen Neckerei, sei es als etwas Gleichgültiges, sei es sogar fast als etwas

Natürliches hinnahm und duldete; wie sie endlich nicht nur das ganze seltsame, mehr und mehr mit frühern, über Felix Eylingshausen noch cursirenden Sagen zusammenstimmende Treiben dieses Gatten, sondern auch, und dies vor allem, den Ton aufnahm, den er neuerdings gegen sie anzuschlagen liebte und der sich auf das auffälligste von der bisherigen herzlichen, achtungsvollen, anerkennenden Weise in die in den Ehen der großen Welt nur allzu gewöhnliche Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit und oberflächliche Scherzhaftigkeit, ja zuweilen fast in eine Art von Rücksichtslosigkeit verlor.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die schöne Frau durch alle diese kleinen, im Einzelnen unbedeutenden, im Verein doch ein gewisses Gewicht gewinnenden Züge der Gesellschaft alsbald in anderem und für manche Augen zum wenigsten nicht günstigerem Licht erschien. Der Ruf einer Frau ist dem Sprichwort nach wie ein Rosenblatt, das, eben noch frisch und unverletzt, schon im nächsten Augenblick, oft fast ohne erkennbare Ursache, verwelkt und duftlos niedersinkt. Und es bedarf dazu keineswegs wirklicher, tadelnswerther Ausschreitungen und Abweichungen vom Pfade der Tugend und Ehrbarkeit, sondern häufig nur eines Blickes oder Wortes, einer Wendung oder Bewegung, mit einem Wort eines Zugs, der von dem abweicht, was wir bisher in diesem

Auge, in diesem Herzen zu finden gewohnt waren und als eigenstes Wesen dieses Menschen erkannt zu haben glaubten.

So erging es auch der Gesellschaft mit Charlotten. Es war nichts geschehen und geschah nichts, was wirklich zu tadeln gewesen, ja was nicht von und an jeder andern Dame dieses Kreises wahrscheinlich ganz gewöhnlich und herkömmlich erschienen wäre; aber es war ein Rückschritt und wurde als ein solcher erkannt, daß die Gräfin nicht mehr wie bisher über dem Niveau stand, sondern in dasselbe hinabzutreten schien.

Ueber das, was sich an den andern Personen gleichfalls, wie wir sagten, seit dem Tage des Ausflugs verändert zeigte, können wir schneller fortgehen, da die Hauptzüge im Vorstehenden bereits angedeutet sind. Graf Felix befleißigte sich eines Tons und einer Weise, welche, wie gesagt, nur allzu lebhaft an das erinnerten, was man von seinem Leben vor seiner Verheirathung sich lachend oder mißbilligend erzählt hatte, und er that das mit so viel Aplomb und Routine, daß man wohl immer fester an die Wahrheit jener alten Sagen glauben mußte. Er machte neben oder vielmehr vor allem Uebrigen Frau von Reuterholm den Hof mit einer Angelegentlichkeit und Unbefangenheit, welche bis

hart an die Grenzen ging, die selbst in solchen Kreisen und sogar einem Cavalier gezogen sind.

Vor seiner Gemahlin genirte er sich dabei nicht im entferntesten und kümmerte sich nicht um den Eindruck, den Andere davon empfingen. Es war nicht zu verkennen, daß, obgleich dies Verhältniß öffentlich halb wie ein Scherz angesehen, halb für ein unschuldiges Vergnügen erklärt wurde, im Stillen doch Manche die Sache ganz anders anschaulen und sei es spöttisch die Achseln zuckten, sei es ernstlich mißbilligend und mit erneuerter Zurückhaltung gegen die noch immer geheimnißvolle Fremde den Kopf schüttelten. Darin machte diese weder die Heiterkeit, Nachsicht oder Gleichgültigkeit irre, mit der Gräfin Charlotte sich dem Verhältniß gegenüber verhielt, ja gerade seit dem Beginn desselben den Bund mit der Dame zu einem täglich vertrautern machte, noch konnte sie die Weise täuschen, in der die Reuterholm des Grafen Aufmerksamkeiten bald scherzend duldete, bald wiederum scherzend zurückwies oder zuweilen wohl auch für ziemlich langweilig erklärte.

Die Fremde gab ihre anfängliche Zurückgezogenheit und Verschlossenheit nach und nach immer mehr auf. Sie lebte in der Gesellschaft wie eine Dame von Welt und erwiderte Charlottens Entgegenkommen mit nicht

geringerer Herzlichkeit. Diese Veränderung nützte ihr indessen, wie bemerkt, wenig oder gar nichts. Der Nimbus von Zweifeln, der sich nicht nur um ihre hiesige Erscheinung, sondern auch und mehr noch um ihre Vergangenheit zusammengezogen hatte, wollte nicht schwinden. Er verdichtete sich vielmehr wieder, da inzwischen einzelne Nachrichten über jene Frau gleichen Namens aus Deutschland herüberdrangen, welche daselbst vor Jahr und Tag eine zum mindesten unklare Rolle gespielt haben sollte und von der es zweifelhaft blieb, ob man sie möglicherweise nicht in der hier aufgetretenen Persönlichkeit wiederzuerkennen habe. Endlich tauchte, ohne daß man den Urheber entdeckte, das Gerücht auf, daß des Grafen Felix' Verbindung mit der Fremden keineswegs eine neue sei, vielmehr sich schon von dem Aufenthalt beider in Rom herschreiben möge.

In der also denkenden, strenger urtheilenden Fraction der Gesellschaft war man mit Frau von Reuterholm allmälig immer weniger einverstanden. Man ließ sich weder durch ihre Offenheit und Unbefangenheit, noch durch das liebenswürdigste Entgegenkommen wieder für sie einnehmen und rechnete es ihr jetzt nicht mehr an, daß sie sich von dem stets weniger beliebten Dagobert Othmaringen stets entschiedener abwandte, ja

seine gelegentlichen Annäherungsversuche mit auffälliger Kälte zurückwies. Man fing an, sich über des Grafen stets offenere und rücksichtslosere Leidenschaft ernstlich zu skandalisiren und die Stellung, welche Gräfin Charlotte zu beiden einnahm, täglich räthselhafter zu finden, ja selbst diesen Stolz und diese Krone ihres Geschlechts mit immer zweifelvollern Blicken zu verfolgen. Was konnte die reine, stolze Frau zu einer Blindheit oder Gleichgültigkeit veranlassen, wenn nicht etwa ein Gefühl im eigenen Herzen, das sie von diesen Menschen, von diesen Zuständen abzog?

Die hauptsächlich Betheiligten schienen auf diese Vorgänge und Stimmungen indessen kaum zu achten und lebten ihr Leben auf das unbekümmertste fort. Neben ihnen jedoch gab es eine Persönlichkeit, die Alles mit der peinvollsten Aufmerksamkeit verfolgte, nicht einen Blick, nicht ein Wort verlor und infolge dessen mehr als irgend ein Anderer aus ihrer bisherigen stillen Gewohnheit wich. Das war Henriette.

Wenn man das sonst so stille Mädchen beobachtete, wie es nun plötzlich mit einer schier fieberhaften Erregtheit aus seiner Zurückgezogenheit hervorkam und seinen Platz in der Gesellschaft beanspruchte, sich den Zerstreuungen und Vergnügungen, vor denen es bisher fast immer zurückgewichen war, mit einem wiederum

fast fieberhaften Eifer widmend und die Einsamkeit fliehend, als ob es schier Angst vor derselben habe; wenn man dann ihr Aeußeres ansah und auch hier wieder der gleichen Erregtheit begegnete, der scharfen, fliegenden Röthe der Wangen, den heißen, unruhigen Augen, der Unstätheit des ganzen Wesens, was Alles zum mindesten für die ihr näher Stehenden dennoch nicht die an Erschöpfung grenzende Abspannung zu verdecken vermochte, welche sie nur zu häufig überkam: da durfte man in diesem Zustand wohl, sei es eine innere tiefe Zerrüttung, seien es die ersten Anzeichen einer tief erschütterten Gesundheit, wo nicht einer bereits drohenden Krankheit fürchten und sich den ernstlichsten Sorgen überlassen.

Die Ihren faßten es auch so auf, man umgab die Hausgenossin mit Aufmerksamkeit und Theilnahme; nur war es seltsam, daß dies neuerdings von seiten Charlottens fast weniger geschah, als von der des Grafen Felix, der überhaupt in der letzten Zeit für Henriette viel mehr Freundlichkeit gezeigt hatte, als es vordem zu geschehen pflegte. Das Mädchen machte sich anscheinend freilich aus dieser neuen Stimmung ebenso wenig, als es früher durch die Zeichen einer entgegengesetzten niedergedrückt worden war. Und als Gräfin Charlotte ihr eines Tags von der Meinung ihres Ge=

mahls sprach, daß sie auf einige Zeit in die Heimat gehen und dort Genesung suchen solle, lachte sie so ungewöhnlich bitter, ja fast verächtlich, daß die Freundin sie ernstlich empfindlich nach dem Grunde fragte.

„Weshalb sagt man's nicht offen, daß man mich zu entfernen wünscht?" lautete die herbe Antwort. „Diese Vorwände sind mehr als armselig."

„Henriette!" rief Charlotte ernst mahnend.

„Was willst Du, mein Herz?" versetzte Henriette aber unverändert. „Daß ich an Dich nicht denke, versteht sich von selbst, obgleich ich Deiner Liebe und Güte weniger werth bin, als Du wissen kannst oder vielmehr willst. Du willst mich ja nicht hören. Und auch der Herr Graf meint es vielleicht nicht so — vielleicht, ich weiß es nicht! — zum mindesten nicht aus eigenem Antrieb. Sonst aber — ich täusche mich nicht über das, was hier vorgeht, und über die, denen ich im Wege bin. Und ich begreife täglich weniger, wie Du so blind sein kannst oder so nachsichtig —"

„Genug, liebe Henriette", unterbrach die Gräfin sie mit einem Zuge von einer gewissen kühlen Vornehmheit, wie ihn die Jugendfreundin kaum jemals, am wenigsten aber in Beziehung auf sich wahrgenommen hatte; „dies Thema kann ich wirklich nicht länger besprechen. Was Du über mich denkst und urtheilst, muß

ich mir gefallen lassen und darf es auch, da ich weiß, daß Du mich zu lieb hast, um ungerecht zu bleiben. Ueber meinen Mann kann ich ein solches Urtheil nicht zugeben. Du bist ihm fremd geblieben, ich sage nicht, durch Deine Schuld. Du kennst ihn aber so lange wie ich. Hat er Dir eher als mir jemals Veranlassung zu einem Mißtrauen gegeben, wie Deine Worte es merken lassen? Ich kann die Zwecke, die er verfolgt, nur ahnen, muß sie dann aber gewissermaßen gelten lassen; ich weiß nicht, ob der Weg, den er eingeschlagen hat, der richtige ist. Allein ich muß am Ende zugestehen, daß man bei einem Gegner, der nicht mit ehrlichen Waffen kämpft, unter Umständen zu ähnlichen greifen muß. Mir gibt Felix keine Veranlassung zum Zweifeln — wie wäre das möglich? — und das denke ich, wird auch Dir genug sein." Sie wandte sich ab und verließ in stolzer Haltung den Balkon, wo dies Gespräch am Nachmittag stattgefunden hatte.

Henriette stand eine Weile wie erstarrt und schaute der Freundin mit einem an Betäubung grenzenden Ausdruck nach. Dann erhob sie plötzlich die Hände zum Gesicht und preßte sie vor die Augen. Allein ihre Thränen stürzten so gewaltsam hervor, daß die Finger sie nicht zu verbergen vermochten.

Zusammenzuckend fühlte sie sich von einem weichen

Arm umschlungen, und zugleich wurden ihr die Hände mit sanfter Gewalt vom Gesicht gezogen. Die Augen waren ihr so von den Thränen geblendet, daß sie die Gestalt und die Züge der Freundin, welche, Henriettens Erschütterung wahrnehmend, zurückgekehrt war, kaum zu erkennen vermochte; allein Charlottens Stimme war es, die zu ihr sagte: „Henriette, mein liebes Herz, was um Gotteswillen heißt dies Alles? Wie konnten Dich meine Worte so furchtbar ergreifen? Du weißt doch, wie sie allein gemeint sein können!“ Und indem sie die Freundin leise gegen die Thür zurück und in den Salon hineinzog, fügte sie zärtlich hinzu: „Du siehst wohl, daß Felix, daß ich Recht habe: Du bist ernstlich leidend und mußt nothwendig etwas für Dich thun.“

Auch jetzt noch schien Henriette wie betäubt zu sein, so ließ sie sich führen, so hörte sie auf die Worte der Freundin. Erst als Charlotte schon eine Weile ausgeredet hatte, richtete sie sich von ihrem Arm auf, nahm die Hände der Gräfin in die ihren, führte sie an die Lippen, drückte sie ans Herz, und die von neuen Thränen gefüllten Augen zu denen Charlottens erhebend, rief sie mit einer an Verzweiflung grenzenden, leidenschaftlichen Heftigkeit: „O Du Heilige, Reine, die Du die Untreue gar nicht ahnst und dennoch von ihr geopfert wirst! Und ich, und ich —“

„Henriette!“ bat die Gräfin, aber es war in ihrem Blick und Ton wieder eine leise Andeutung von jener Kälte oder Strenge, welche das Mädchen vorhin überrascht hatte. „Dies geht nicht an! Ich verstehe Dich nicht, aber ich will Dich auch nicht verstehen; ich will Dich nicht hören, denn ich sehe es deutlich genug, daß nur Krankheit und Phantasien in Dir sind, welche durch ein Aussprechen, wie Deine Heftigkeit es verlangen zu wollen scheint, nicht gemildert werden können, sondern sich eher nur noch steigern würden! Werde an meiner Zufriedenheit, meiner Heiterkeit gesund und gib vor allem diese seltsamen Anklagen Deiner selbst auf. Ich kenne Dich in jedem Zuge Deines Herzens, in jeder Stunde Deines Lebens; wenn Du eine Schuld trägst, tragen wir alle die gleiche. Und nun“, brach sie ab, „komm und laß uns Toilette für die Promenade machen; der Wagen wird gleich vorfahren.“

Es war während dieser Worte über Henriette ersichtlich keine Ruhe, sondern nur eine Art von finsterer und trauriger Resignation und Ergebung in den Willen der Freundin gekommen; sie sah schweigend vor sich hin, und wiederum erst, nachdem die Gräfin schon eine Weile geendet hatte und nochmals ihr: „Komm zur Toilette!“ wiederholte, sah sie zu ihr auf mit einem trockenen, heißen und doch unstäten Blick, während sich

auch auf ihren Wangen eine scharfe Röthe zeigte, und sprach gepreßt: „Sei es also, wie Du es willst, ich füge mich. Nur eins muß und will ich sagen: Weißt Du, daß diese Frau von Reuterholm Deine Cousine Hildegard von Othmaringen und Dagobert's Schwester ist?"

Durch Charlottens schönes Auge flog ein finsterer Ausdruck, aber so zu sagen nur für einen Blick, und dann erwiderte sie nur noch ernst: „Woher schließest Du das, Henriette?"

Das Mädchen schüttelte finster blickend den Kopf. „Das würde uns jetzt zu weit führen und ist auch gleichgültig. Also Du weißt es?"

„Ich wurde durch eine Andeutung der Prinzessin darauf geführt und habe nun aus ihrem letzten Brief die Gewißheit erhalten."

„Und Felix — der Graf weiß es auch erst seitdem?"

„Ich sprach ihm von meinem Verdacht; er war sehr überrascht, glaubte aber sogleich daran, weil es zu seinen eigenen Beobachtungen stimmte."

„Und Du legst keinen Werth auf dies eigenthümliche Versteckensspiel, Charlotte, obgleich es fast nur gegen Dich gerichtet sein kann, zumal wie jene Verwandten zu den Deinen stehen sollen?"

Gräfin Charlotte lächelte fast spöttisch. „Du siehst doch, daß ich in meiner Weise dagegen operire", sagte sie.

„Ja, mit dieser grenzenlosen Güte und Liebenswürdigkeit, welche Du gegen diese Unwürdigen verschwendest und deren sie, ich bin davon überzeugt, hinter Deinem Rücken spotten! O Charlotte, gütiges Herz, das weißt Du und duldest diese — es sind ja nicht einmal Intriguen, sondern offene, plumpe Angriffe auf Deinen Frieden! Das weißt Du und duldest, daß der Graf sich von diesen armseligen Ränken einspinnen läßt, die schon seit Rom —“

„Auch davon weiß ich; Felix hat mir davon und von den Gründen seines bisherigen Schweigens offen gesprochen“, fiel Charlotte ein. „Und nun“, fuhr sie mit ernster Freundlichkeit fort, „sei ruhig und gib besonders Dein unfreundliches Mißtrauen auf. Du siehst, wir sind nicht ganz blind und nicht ganz gleichgültig, sondern wehren uns und operiren, Felix in seiner, ich in meiner Weise. Wollte oder könnte ich vielmehr wie Du einen Verdacht gegen die Treue hegen, wie Du es heißest“, fügte sie mit einem seltsamen Lächeln hinzu, „was hinderte Felix, auch mich mit meinem armen Cousin —“

„Charlotte!“

Und wieder mit dem gleichen seltsamen Lächeln sagte Charlotte: „Nun, mein Herz, wenn er um Hildegard mich aufgeben könnte, so meine ich, wär's

auch ebenso gut möglich, daß ich sein um Dagobert's —"

Sie brach plötzlich ab und wurde so blaß, daß Henriette mit einem Schreckensruf ihren Arm erfaßte.

Drunten — sie waren während des Gesprächs wieder auf den Balkon getreten — hatte Felix sich eben mit einem hochgewachsenen Fremden dem Gartenthore genaht; die Herren grüßten zu den Damen hinauf und der Graf rief etwas, das die Entfernung indessen nicht verständlich werden ließ.

„Mein Gott", rief Henriette mit dem Ausdruck des Schreckens, „ist es möglich? Ist das Herr von Bilingsfelden?"

Charlotte erwiderte nichts, sondern nickte nur.

Fünftes Kapitel.

Was aus einem Menschen werden kann.

Es war in der That Herr von Bilingsfelden gewesen, und wenn Henriette noch einen Augenblick gezweifelt hatte, mußte sie jetzt auch den letzten Zweifel aufgeben, als Graf Felix den Ankömmling sogleich zu ihnen in den Salon führte oder vielmehr zog.

„Denke Dir“, rief er seiner Gemahlin lachend zu, „diesen Bären fing ich mir eben am Hafen ein, wo er vom Dampfer herunterfuhr und uns alle beinahe umrannte! Ins Hotel wollte er, Charlotte, ins Hotel, und wir wohnen hier! Und ich habe ihn nur mit richtiger Gewalt heraufbringen können!“

Herr von Bilingsfelden war es allerdings, der vor der Dame stand und sie mit einem kalten, Andere wür-

den vielleicht gesagt haben: dreisten Blick musterte, sodaß sie davor die Augen niederschlug. Allein man sah es erst jetzt und gerade daran recht deutlich, wie sehr jener Schreck und Zweifel Henriettens gerechtfertigt gewesen, denn was man hier vor sich sah, war freilich eine andere Veränderung, als man sie neulich an Dagobert Othmaringen wahrgenommen hatte oder sie überhaupt an einem Menschen bemerken mag, mit dem man seit sechs, sieben Jahren nicht mehr zusammentraf. Ueber den hier waren nicht die paar Jahre hingegangen, sondern ein ganzes Menschenleben; es hatte ihm genommen und gebracht, was und wie es nur ein Menschenleben vermag, und nur einen Schatten des Menschen übrig gelassen, der vordem der schönste und stolzeste, adligste Mann seiner Kreise gewesen war, durch seinen Geist und sein Herz sich über alle erhebend und gerade von den Besten und Edelsten vor allen bevorzugt; es hatte sein Haar bereits gebleicht und seine prächtige Gestalt erschüttert, es hatte das schöne, tiefe, warme Auge kalt und blaß gemacht und die edlen, stolzen Züge zu scharfen umgeschaffen. Und wenn man an den dachte, der er gewesen, und den sah, zu dem er geworden, so brauchte man kein Weib zu sein, um traurig zu werden bis ins Herz und seine Augen feucht werden zu fühlen von bittern Thränen.

In Charlotten mochte etwas Aehnliches vorgehen: es ging ein leises Zucken durch ihre Züge und sie schloß die Augen für eine Sekunde, als wolle sie eine aufsteigende Thräne zerdrücken. Allein der Gast ließ es dazu nicht kommen. Das leichte, ein wenig heisere Lachen, welches den Worten des Grafen folgte, verscheuchte so zu sagen die Erinnerung wie die Trauer und rief die schöne Frau rasch in die Gegenwart zurück.

„Erschrecken Sie nicht so sehr, Gräfin!" sagte er, indem er zugleich ihre Hand nahm und flüchtig mit den Lippen streifte. „Der Herr Gemahl extravagirt — er that das schon vordem gern — aber ich verstehe mich auf Ehemannsfreiheiten und ihre Grenzen und lasse diese nicht von ihm verletzen! Ich gehöre ins Hotel und nicht in die Familie. Die Rose von Othmaringen einmal wieder zu begrüßen, konnte ich mir freilich nicht versagen. Und nun" — sein Auge überflog die zur Seite stehende Henriette — „ah, Mademoiselle Henriette, wenn ich nicht irre? Wie entzückend sich die Damen conserviren! In mir hätten Sie ohne den Felix da schwerlich den alten Othmaringer Gast erkannt!"

Das traf nun, wie wir wissen, freilich nicht zu, im Uebrigen aber enthielten seine Worte nur allzu viel Richtiges, und selbst Felix mochte, wie sein leichtes Kopfschütteln anzudeuten schien, über die Veränderung

erschrecken, welche hier vorgegangen war und bei jeder Bewegung, bei jedem Blick und Ton, bei jedem Wort nur schärfer hervortrat. Das war, mußte man fürchten, nicht einmal mehr der Schatten oder die Ruine des frühern Menschen, sondern ein anderer, neuer Mensch, und was sich an seinem Aeußern zeigte, reichte, wie man wohl annehmen durfte, nicht im entferntesten an die neuen Gestaltungen hinan, die in seinem Innern zu finden sein mußten.

Schwache und arme Naturen, wie diejenige Dagobert's etwa, werden gelegentlich durch das Leben ruinirt und im Kern und der Schale endlich zuweilen sogar völlig vernichtet. Starke und reiche Menschen aber tragen eben in sich gewissermaßen allzu viel Stoff, als daß derselbe völlig zerdrückt und zu Grunde gerichtet werden könnte. Er gestaltet sich unter dem schwersten Druck und in der gewaltigsten Glut nur um zu einem vielleicht sehr, ja völlig verschiedenen, immer aber doch noch existenzfähigen Wesen. Das schien bei Herrn von Bilingsfelden der Fall zu sein.

Graf Felix konnte nicht verkennen, wie peinlich Alles, was sie bisher gesehen und vernommen hatte, für seine Gattin sein mußte, sodaß sie Mühe hatte, auch nur die allergleichgültigsten und gewöhnlichsten Worte für den Gast zu finden. Er bat sie, ihre Toilette

zu vollenden und die gewöhnliche Abendpromenade am Hafen nicht zu verschieben.

„Dir sieht und hört und fühlt man Dein Reisen — ich sollte wohl sagen: Umhertreiben an", bemerkte er in munterem Ton. „Du hast den richtigen Reiserausch und erschreckst die Damen. Denkt Euch", fügte er lachend, gegen Charlotte gewendet, hinzu, „der Nimrod — es war das ja von jeher sein Titel — kommt direct von der Winter-Eisbärenjagd in — wo? — in Spitzbergen oder Lappland und wünscht hier auf der Sommerjagd jetzt Steinböcke oder Lämmergeier zu schießen — angenehm, bei Gott!"

„Der Spott trifft mich nicht, Excellenza", versetzte Bilingsfelden in dem frühern, halb kalten, halb spottenden Ton, „denn ich liebe die Thiere in der That mehr als die Menschen. Die Anlage war immer in mir, Gräfin — Sie erinnern sich vielleicht noch an diese meine Untugend — und ist seither nur ausgebildet worden."

„Darüber bin ich mit Dir zu den eingehendsten Erörterungen bereit", meinte Felix, gleichfalls im frühern muntern Tone. „Jetzt aber gehst Du auf Dein Zimmer — Dein Diener wird mit dem Gepäck angelangt sein — und kommst in zehn Minuten mit mir an den Hafen. Du mußt doch unsere hiesigen Menschen kennen lernen. Ich verspreche Dir Ueberraschungen!"

„Du bist ein Thor mit Deiner Gastfreiheit gegen mich", sagte Bilingsfelden achselzuckend, als er mit dem Grafen über den Corridor dem Gemache zuschritt, das ihm eingeräumt wurde. „Ich verwahre mich ausdrücklich gegen alle spätern Vorwürfe und Inconvenienzen. Ich bin, wie ich sagte, kein Familien-, sondern ein Hotelmensch."

Graf Felix lachte. „Offenheit gegen Offenheit!" entgegnete er. „Die schöne Verwandtenliebe ist diesmal nicht mein einziges Motiv, sondern ich habe bei Deiner Aufnahme noch einen andern Zweck. Es ist Jemand hier, der sich im Sternenhimmel wähnen würde, wenn wir ihn bei uns aufnähmen ja ich denke, daß er es so erwartete, und der nun vor Neid, Eifersucht, Mißgunst, kurz, was Du willst, aus der Haut fahren möchte. Das Vergnügen kann ich weder Dir noch mir entziehen."

Bilingsfelden sah seinen Vetter von oben bis unten spöttisch an. „Ihr scheint hier bescheiden zu sein in Euren Wünschen und Unterhaltungen", versetzte er. „Und der Name des armen Teufels — kenne ich ihn?"

„Dagobert Othmaringen, Major und Adjutant Seiner Hoheit, Cousin meiner Frau und so weiter."

„Der Tausend, ist der kleine giftlose Molch auch hier? Was treibt ihn? Denn daß er selbst etwas betriebe, kann ich freilich nicht annehmen."

„Ein wenig Spionage für mich, ein wenig Adoration für Charlotte und — ich glaube, Du thust ihm Unrecht — einige weitere kleine Privatgeschäfte —“

„Hm, diese Adoration, wie Du es heißt, spricht allerdings für ihn und gegen mich! Es zeigt mir zum mindesten, daß er Geschmack hat, etwas, das ich am allerwenigsten bei ihm gesucht hätte. Ich mache Dir mein Compliment über Deine Frau. Der Ruf hat uns vordem Wunderdinge von ihr zugetragen, aber ich sah eben, daß er noch lange nicht die Wirklichkeit erreichte —“

„Ich gebe Dir das Compliment zurück“, unterbrach ihn Felix scherzend. „Allen Respekt vor einer Menschenkenntniß, die über Jemand urtheilt, der bisher kaum die Augen aufschlug und kaum ein Wort laut werden ließ! Charlotte war seltsam.“

Vilingsfelden zuckte die Achseln. „Gerade diese Eindrucksfähigkeit entzückt mich; es gibt Wenige so in ihrer Stellung und ihrem Alter. Und dann, es gibt noch eine kleine Partikel der alten sentimentalen Ader in mir, die noch nicht ganz vertrocknete: diese Aehnlichkeit mit Constanze, wie sie in ihrer guten Zeit war, ist wahrhaft überwältigend. Und da wir doch einmal offen gegen einander sein wollen“, fügte er mit jenem Ausdruck eines kalten Spottes hinzu, der aus jedem Ton

und Wort, aus seinem ganzen Wesen sprach, „so will ich Dich freundvetterlich darauf aufmerksam machen, daß Deine Frau mir gefährlich werden könnte, und daß ich von keinen Rücksichten etwas weiß, sondern nur noch von Einfällen, diese aber zu verfolgen pflege."

„Immerhin und viel Vergnügen", sagte der Graf mit einem seltsamen Lächeln. „Ich bin nicht eifersüchtig. Aber lasse uns eilen, daß wir auf die Promenade kommen; ich habe, wie gesagt, Ueberraschungen für Dich."

„Von denen die eine bereits keine mehr ist und auch nie eine gewesen wäre. Ich fand das Gewürm zu oft auf meinen Pfaden, als daß ich mich nach ihm umsehen sollte."

Das, wir dürfen wohl sagen: wundersame Gespräch war zu Ende, und wenn der Graf noch kein anderes Zeichen der großen und traurigen Veränderung wahrgenommen hätte, die mit dem Verwandten vorgegangen war, so würde er jetzt nicht mehr an ihrer Vollständigkeit haben zweifeln können. Es hatte eine Zeit gegeben, und der Graf erinnerte sich ihrer auf das lebhafteste, wo Bilingsfelden selbst gegen den ihm verhältnißmäßig nahestehenden Felix niemals einen Ton angeschlagen haben würde, der ihn, gleichviel wie er im Innern darüber dachte, so zu sagen auf das Niveau

der Gesellschaft mit ihren leichten und freien Anschauungen und Ansichten hinabsteigen und sich den Uebrigen gleichstellen ließ. Gleichviel wie er im Innern darüber dachte, wiederholen wir, denn Zweifler gibt es überall und immer und auch Bilingsfellden's Leben und Auftreten war von ihnen nicht verschont worden. Eine Blöße war aber nirgends sichtbar geworden, und wenn es Viele gab, die es ihm niemals vergaben, daß er sich in jeder Weise über sie stellte, so konnte es nicht ausbleiben, daß ebenso Viele ihm diesen hochstrebenden Stolz nicht nur vergaben, sondern ihn nur um so höher achteten und um so weniger an seiner Wahrheit, an seinem innern Reichthum zweifelten, weil er sich ohne Wanken auf der eingenommenen Höhe zu halten verstand.

Seit wann er heruntergestiegen und zwischen die andern Menschen getreten war, ja sich zum Theil in seinem Wesen und Treiben, seinen Neigungen und seinen Ausschreitungen noch unter sie gestellt zu haben schien, gleichgültig oder gar verachtungsvoll gegen Vergangenheit und Zukunft, gegen Ruf und Urtheil, nur sich und seinen Zwecken oder, wie er es hieß, Einfällen lebend, von keinen Rücksichten wissend und von keinen Schranken, ein Egoist im strengsten Sinne des Worts — das Alles ließ sich ungefähr verfolgen und feststellen.

Denn in einer Stellung und auf einer Höhe, wie Bilingsfelden sie eingenommen hatte, ist man sehr vielen, nicht blos theilnahmvollen, sondern auch neidischen und mißgünstigen, spürenden Blicken ausgesetzt, und als der Bund mit der Geliebten einmal gelockert und der Friede gestört war, nahm Alles einen so raschen und offenen Verlauf, daß von keinem Verbergen mehr die Rede war.

Allein wie es dahin gekommen, wie der Bund gelockert und zerrissen, der Friede vernichtet, die beiden reinen, edlen, kraftvollen Menschen zu einem ganz gewöhnlichen unglücklichen Ehepaar geworden waren, für das es nur noch Heil in der Trennung gab, das vernahm und erspürte man nicht, wieviel Gerüchte auch davon umgingen, wie außerordentlich geistvolle Combinationen auch darüber aufgestellt und unter der Hand als das einzig Wahre und Richtige verbreitet wurden. Uud so viel Neugierde den beiden Menschen begegnet und gefolgt war, wo sie sich zeigten, sie blieb stets vergeblich.

Das zeigte sich auch hier, als Graf Felix nun mit dem interessanten Mann auf der Promenade erschien und sein Name bekannt wurde. Man drängte sich in einer Weise und mit einer Neugierde heran, wie sie nur irgend in diesen Regionen erlaubt sein konnte;

man beneidete den Grafen um diese Bekanntschaft und sein intimes Zusammenleben mit dem Fremdling; man knüpfte seine eigenen Fäden an, wo es nur irgend möglich war, und fand am Ende auch solche Stellen genug, da es in diesen Kreisen Wenige gab, deren Verbindungen in älterer oder neuerer Zeit nicht hier oder da in die Nähe von Bilingsfelden geführt hatten. Und wenn man auch im Grunde und in der Hauptsache hier so wenig wie sonst und anderwärts zu einem befriedigenden Resultat gelangte, so gab es dafür allerhand Anderes zu bemerken und zu erfahren, was nicht ganz ohne Werth erschien, zumal in dem verhältnißmäßig einförmigen Leben, das dieser Sommerkreis von Gästen führte.

Zu diesem Andern gehörte vor allen Dingen die Stellung, welche Bilingsfelden von Anfang an zu Dagobert Othmaringen einnahm. Von allen Combinationen in Betreff des Zerwürfnisses, welches den erstern endlich von seiner Gattin geschieden hatte, nahm diejenige die meiste Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch, welche dasselbe für ein durch fremde Hände herbeigeführtes ansah und diese Hände für diejenigen des damaligen Prinzen Hermann hielt. Daß dabei Dagobert Othmaringen gleichfalls, ja vor allen Uebrigen zur Verwendung gekommen war, verstand sich von selbst,

und die Begegnung, welche schon am ersten Abend zwischen ihm und dem neuen Ankömmling stattfand, und das Verhalten beider, wo sie später zusammentrafen, rechtfertigte solche Voraussetzung durchaus, wenn auch nicht ganz in der erwarteten Weise.

Wie Herr von Bilingsfelden — er wollte nur seinen Namen führen und wies den ihm gehörigen militärischen Titel entschieden zurück — im Uebrigen auch von seiner frühern Höhe herabgestiegen sein mochte, Dagobert gegenüber nahm er seinen alten unnahbaren Platz ein und schlug die alten ruhig überlegenen Töne an, in seiner besten und vollendetsten Weise, wie er vordem in seiner guten Zeit sich der Gesellschaft dargestellt hatte, und wie es von ihm, im Verein mit seiner ganzen Persönlichkeit und all seinen hervorragenden Eigenschaften, niemals verletzen konnte, vielmehr völlig berechtigt und natürlich erschien. Dagobert, welcher nach der ersten, ersichtlich nicht großen Ueberraschung mit anerkennungswerthem Selbstgefühl als alter, gleichgestellter Bekannter aufzutreten suchte, sank so zu sagen lautlos davor zurück und bewegte sich so unbefangen, wie es ihm möglich sein mochte, in den ihm angewiesenen Grenzen.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß man in der Gesellschaft mit dieser Ordnung des Verhältnisses um so mehr zufrieden war, als man im Allgemeinen für

Herrn von Othmaringen täglich weniger Sympathien hegte und die Hoffnung schöpfen zu dürfen glaubte, daß fortan auch seine Stellung zu der Gräfin Charlotte sich verändern und auf ein erklärlicheres und richtigeres Maß zurückgeführt werden dürfte. Die Leser erinnern sich, daß die Aufnahme, welche die Gräfin ihm und seiner unverhehlten Leidenschaft angedeihen ließ, in den Augen der Meisten eine allzu gütige und dem Ruf der Dame nicht vortheilhafte war. Man meinte annehmen zu können, daß schon die Gegenwart des neuen Verwandten und Gastes ihn aus dem Hause und dem nächsten Kreise des gräflichen Paars einigermaßen zurückdrängen werde. Es schien unmöglich zu sein, daß beide in solcher Nähe neben einander existirten.

Darin hatte man sich indessen und zwar nach mehr als einer Seite hin getäuscht. Dagobert blieb der von ihm beliebten Weise und seiner, gleichviel ob wahren oder nur zu irgend einem Zweck geheuchelten Adoration, wie es hieß ja der Graf, durchaus getreu und der unabweisliche, tägliche Besucher der Villa Marina und der ebenso unabänderliche Begleiter der schönen Frau, und auch diese zeigte sich ihm gegenüber anscheinend völlig unverändert, ja eher noch geduldiger und freundlich-nachsichtiger. Herr von Bilings-

felden verhielt sich zu diesen Zuständen anscheinend auf das gleichgültigste; er veränderte weder den ruhig ablehnenden und in die gebührenden Schranken zurückweisenden Ton gegen Dagobert, noch den ebenso ruhigen, respektvollen und artigen gegen die Dame, freilich nur selten mit beiden zusammen, da er, obgleich der Hausgenosse, doch nirgends seltener zu finden war als in der Villa Marina.

Wie er auftrat und was er trieb, zeigte von neuem und am deutlichsten die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Es gab keinen Mann in diesem Kreise, der sich offener zu den leichtesten Lebensgrundsätzen bekannt und ihnen bei jeder Gelegenheit nachgegeben hätte, der so rücksichtslos seinen Neigungen gefolgt und so unbekümmert um den Eindruck geblieben wäre, den sein Treiben auf strenger wie auf leichter Denkende machen mußte. Und da das Alles bei ihm trotzdem in dem Ton und den Grenzen blieb, welche in der großen Gesellschaft angenommen und respectirt sind, und er, wie vordem das Muster eines vornehmen und edlen Mannes, auch jetzt ein vollendeter, gewissermaßen tadelloser Lebemensch war, so nahm er auch hier von Anfang an den ersten Platz ein und machte den Führer bei Allem, was den Kreis beschäftigte und unterhielt, nicht absichtlich, weil auch

hier völlig gleichgültig gegen jeden Eindruck, vielmehr vollständig absichtslos und darum allerdings nur um so unwiderstehlicher.

Aus seiner Ruhe und Gleichgültigkeit schien er seiner Umgebung nur ein einzig Mal hervorzutreten, und zwar gleich in den ersten Tagen seiner Anwesenheit, als zufällig in seiner Gegenwart der Frau von Reuterholm und des auffälligen Umstandes gedacht wurde, daß sie völlig verschwunden sei, ja, wie Einige behaupteten, mit einem der kleinen Vergnügungsdampfer abgereist sein solle. Graf Felix sollte, da dies abends am Spieltisch zur Sprache kam, Auskunft geben.

„Reuterholm?" wiederholte Bilingsfelden in befremdetem Ton. „Was für eine Reuterholm?" Und als man ihm das Bekannte mitgetheilt hatte, meinte er nach einem scharfen Seitenblick auf Felix: „Das ist eine Geschichte voller Widersprüche für mich. Ich kannte eine — Dame dieses Namens, eine Abenteurerin, wollen wir sagen, von der doch auch hier Jemand gehört haben sollte: sie machte von sich reden. Daß der Herr von Othmaringen sie kennt, spricht für diese; daß sie sich in der Gesellschaft hielt und daß Deine Frau sie empfängt, cher Felix, spricht dagegen. Auch scheint nach Ihrer Beschreibung das Alter nicht zu

stimmen. Diese Dame hatte einen Bruder, den man einen Mann von Ehre hieß. Nur gefiel es Manchem nicht, daß er sich von einer Dame fangen ließ und sich mit ihr verlobte, die — genug, die nicht Jedermann als Braut gefallen hätte. Er starb indessen, bevor er sie heirathete, Andere sagen, daß die Trauung noch auf seinem Sterbebette vollzogen sei; die Dame hat wenigstens selbst, wie ich einmal gehört zu haben glaube, dergleichen behauptet, auch zuweilen seinen Namen geführt. Sie konnte einen solchen gebrauchen. Zu ihr stimmt hier auch wieder Manches und Manches spricht gegen sie. Oder ist's endlich eine Dritte, mir Unbekannte? Ich bin neugierig."

Felix blieb finster und still.

Als sie spät in der Nacht nach Hause zurückkehrten, sagte Bilingsfelden in einem auffällig kurzen und kalten Ton: „Nun also nochmals Madame Neuterholm! Es ist also natürlich Hildegard Othmaringen. Die Feindschaft mit dem Bruder — denn so leg' ich's aus — charakterisirt und ehrt sie. Weshalb ist sie fort? Meinetwegen etwa? Und weshalb dies tolle Incognito? Deinetwegen vielleicht, cher Felix?"

Der Graf versetzte erst nach einer Pause gepreßt, oder war es gereizt: „Ich weiß erst seit kurzem von

dieser Identität. Ich bin ihr früher nicht begegnet. Und dies Incognito, wenn es eins ist! Es gibt auch hier alberne Menschen genug, welche ihr alte Geschichten nicht verzeihen würden, obgleich sie hundertmal besser ist als diese sogenannten achtungswerthen Weiber. Ich ahne sogar, daß ihr Bruder ihr gewisse Anträge brachte. Sie wies sie ab."

Bilingsfelden lachte. „Begreiflich! Der Sperling in der Hand und die Taube auf dem Dach — oder vielmehr eine ungenießbare Eule. Aber weshalb fort?"

Nach einer Pause sagte Felix finster: „Ich weiß nicht mehr als die Andern. Es peinigt mich. Es ist zum Sterben ohne sie!"

Bilingsfelden lachte von neuem. „Der Tausend, wie offen! Weshalb reisest Du ihr nicht nach? Sie wünscht das vielleicht."

„Peinige mich nicht, Fritz!" sprach Felix dumpf. „Du kennst sie nicht! Man muß für sie zum Thoren werden!"

„Was hindert Dich daran? Rosenketten!"

„Fester und schwerer als Fesseln!"

„So streif' sie ab oder lasse sie abstreifen."

„Sie lassen sich nicht abstreifen. Im Gegentheil, auch Du kannst es sehen: sie schlingen sich nur fester."

„Das käme auf den Versuch an. Ich glaube,

ahnte Deine Frau oder sähe sie es, daß man zwischen ihr und Hildegard Reuterholm-Othmaringen wählte, sie resignirte freiwillig. Denn" — es war ein geradezu harter Ton, in dem er das sagte — „ich glaube nicht mehr an die Frauen und achte sie nicht mehr. Deine Frau aber, meine ich zuweilen, könnte mich noch wieder bekehren. Jeder nach seinem Geschmack, cher Felix."

Sechstes Kapitel.

Drohende Zeichen.

Wir sind mit dieser Nachtunterhaltung, welche dem Leser vielleicht nach dem grünen Tisch und dem Champagner schmeckte, denen sie folgte, anscheinend in unterer Erzählung zurückgegangen, da sie, wie gesagt, schon in die ersten Tage von Bilingsfelden's Anwesenheit fiel, während derselbe zu der Zeit, in der wir jetzt weilen, bereits zu einem Einheimischen geworden war und längst den Rang in der Gesellschaft eingenommen hatte, dessen wir oben erwähnten: ein Mann, den die Damen offen oder im Stillen ihrer vollsten Aufmerksamkeit würdigten und, zum Theil wenigstens, fürs Leben gern zu ihren Füßen gesehen hätten, und in welchem die Herren ihr Vorbild und ihren Führer bei

allen Unterhaltungen und Zerstreuungen respectirten. Sein Einfluß ließ sich nirgends verkennen: man lebte entschieden leichter und zwangloser, und selbst die sogenannten Strengern ließen in ihrer Strenge nach und bequemten sich dem freiern Ton an.

Schon hieraus ergibt sich, daß wir eben nur anscheinend zurückgingen, denn der Ton, welcher durch jene Unterhaltung ging, klang nunmehr, wenn auch nicht in seiner vollen Schärfe und Eigenthümlichkeit, so ziemlich durch das ganze Gesellschaftsleben hin, und was in dem Gespräch über die uns bekannten Menschen laut geworden war, traf heute noch viel entschiedener zu als damals.

Frau von Reuterholm war und blieb verschwunden. Es kam keine Nachricht von ihr und ihrem Aufenthalt, und Niemand in der Gesellschaft schien von ihr etwas zu wissen, noch von dem Plan der Abreise etwas erfahren zu haben. Eine solche Unkenntniß fand man nicht nur bei Gräfin Charlotte und ihrem Cousin Dagobert, sondern auch, wo sie am meisten überraschte, beim Grafen Felix: wenn nicht durch seine Versicherungen, so wurde dieselbe durch sein ganzes Wesen und Treiben bestätigt, das man nicht wohl rast- und ruhloser, nicht verstimmter, nicht gepeinigter denken konnte. Es war, als wollte der Mann, dem man am wenigsten

bisher den gesellschaftlichen Takt hatte absprechen können, ausdrücklich alle Welt von der Leidenschaft überzeugen, die ihn beherrschte und ihm wie einem Neuling nicht Tag noch Nacht Ruhe ließ. Er machte sogar eine Reise — in Privatgeschäften, hieß es, und nach einer nicht entfernten Hauptstadt — in der Jedermann nur einen Versuch sah, die Verschwundene wieder aufzufinden oder der für ihn gar nicht Verschwundenen zu begegnen. Denn daß seine Huldigungen ganz vergeblich geblieben seien, glaubten wenigstens Manche, allerhand Andeutungen nach, keineswegs. Aber er kehrte nach acht Tagen noch verstimmter, noch rastloser zurück — er hatte, wie es schien, seinen Zweck verfehlt.

Es gab bald nur drei Menschen, welche dieses sein Treiben nicht erkannten oder auch nicht erkennen wollten. Das war Herr von Bilingsfelden, der durch Wort und That bekundete, daß er auf dergleichen weder für sich selbst, noch für den Freund oder irgend Jemand sonst den geringsten Werth lege oder es auch nur eines Worts für oder wider für werth halte. Es war nicht minder Dagobert Othmaringen, welcher ganz und gar im Dienst der Gräfin Charlotte aufging, und es war endlich diese selbst, die sich, wenn auch nicht für Jedermann, in diesen Wochen noch viel entschiedener und räthselhafter als in den vorausgegangenen verändert hatte.

Nicht für Jedermann, wiederholen wir, ja vielleicht bis zur vollen Erkenntniß nur für einen einzigen Menschen. Das war Henriette.

Aber freilich, Henriette sah und wußte es auch gut genug, und was sie sah, erfüllte sie für die geliebte Freundin, für sich und für alle mit qualvoller Sorge und Unruhe, mit einer, wenn auch unbestimmten, nur um so peinlichern Angst vor dem, was daraus hervorgehen könne und müsse.

So wie sie die Freundin von Jugend auf kannte und so zu sagen durch alle Stufen der Entwickelung, als halbes Kind noch, als Jungfrau, als Gattin begleitet und gewissermaßen studirt hatte, mußte allerdings auch der leiseste Zug ihr ein vertrauter und feststehender sein und die fernste Andeutung einer Veränderung fast augenblicklich sichtbar werden. Es kam zu ihrer Kenntniß hinzu, daß Charlotte eine nichts weniger als complicirte Natur war, welche einem Beobachter ihr Studium jemals erschwert hätte. Es war in ihrem Wesen nicht nur, sondern auch in all ihrem Denken und Thun, mit einem Wort in ihrem gesammten Organismus stets und überall die eine krystallene Reinheit und Klarheit und die vollendetste Ebenmäßigkeit und Gleichmäßigkeit. Da wurde man durch keine auch noch so leise Trübung jemals zu irgend

einer mißtrauischen Frage, geschweige denn zu einem Zweifel veranlaßt; da beobachtete man niemals irgend etwas wie einen Absprung, einen unvermittelten Uebergang und stieß nie auf einen neuen Zug, der, nicht zur Harmonie des Ganzen passend, als ungewöhnlich oder gar unnatürlich aufgefallen wäre.

Nun hatte man, und vor allen natürlich Henriette, wie wir erfuhren, seit einiger Zeit an der schönen Frau Allerlei zu bemerken gehabt, das zu dem bisher Beobachteten nicht recht stimmte, ja nicht nur als neu, sondern sogar auch als fremd auffallen mußte: die Unruhe, wie wir es hießen, und die Neigung zu einer zerstreuenden und aufregenden Geselligkeit, sowie ein gewisses, an dieser Persönlichkeit sehr ungewöhnliches Herabsteigen zu dem Ton, der in diesen Kreisen herrschte; die nachsichtige oder gleichgültige oder zuweilen sogar lachende, leise übermüthige Aufnahme, die sie den ihr nunmehr viel freier sich nahenden Huldigungen angedeihen ließ, und die Duldung, welche sie zumal für Dagobert's unverhüllte Leidenschaft hatte; die angelegentliche Hinneigung zu Frau von Reuterholm und endlich die seltsame Nachsicht, ja Blindheit, die sie für ihres Gatten rücksichtslose Hingebung an jene Dame hatte.

Das war Alles da und Alles fremd, und zumal das

Letztere wollte selbst Henrietten auch nach der eigenthümlichen Erklärung nicht begreiflicher oder erträglicher erscheinen, die sie darüber von der Freundin erhalten hatte. Ja, gerade diese Erklärung sprach ihr dafür, daß es in Charlotten etwas geben müsse, das ihr verborgen blieb. Mochte Charlotte noch so rein und unschuldsvoll sein, sodaß etwas wie Untreue für sie gar nicht existirte, sie war am Ende denn doch zu geistvoll und nicht minder zu theilnahmvoll und erfahren, als daß die Unschuld ihres Herzens auch unter diesen Umständen noch den Unglauben, den Zweifel und das Mißtrauen hätte fern halten sollen. Es war freilich das erste Mal in dem Leben der Gräfin, daß ihr dergleichen selber entgegentrat. So leicht ihr Gemahl das Leben auch zu nehmen pflegte, war er doch in diesem Punkt, wie wir wissen, während seiner Ehe niemals über eine gewisse Grenze hinausgegangen, ja hatte sich der in der Gesellschaft erlaubten überhaupt nicht einmal wirklich genaht. Es ließ sich daher auch gar nicht voraussetzen, welche Wirkung ein Ueberschreiten jener Grenze auf die Gattin haben müßte. Doch konnte man, und zumal Henriette, aus Charlottens Verhalten in andern ähnlichen Fällen und aus ihrem ruhigen, aber entschiedenen Abwenden von derartigen Zuständen und Persönlichkeiten mit Recht schließen, daß sie im

eigenen Falle sich nicht nachsichtiger und geduldiger erweisen werde. Und dennoch schien dieser Schluß nunmehr ein völlig falscher sein zu sollen und die Einigkeit und der Friede zwischen den Gatten, wenigstens auf seiten Charlottens, nicht im entferntesten gestört zu sein.

Das war so bis zu jenem Nachmittag fortgegangen, an dem Bilingsfelden plötzlich von Felix bei seiner Frau eingeführt wurde. Ueber diesen bestimmten Termin war Henriette leider in gar keinem Zweifel, und wenn auch an dem gleichen oder doch am folgenden Tage die Entfernung der Frau von Reuterholm bekannt wurde, so hatte das Mädchen doch von jeher zu wenig Glauben an diese sogenannte intime Freundschaft gehabt, als daß es nun von der plötzlichen Trennung einen ernsten, irgendwie nachhaltigen Eindruck auf Charlotte hätte erwarten sollen. Im Gegentheil gab es für die vertraute Genossin und Begleiterin von Anfang an mehr als ein Anzeichen, daß die Gräfin in Wirklichkeit die Trennung kaum empfand und die neue Freundin überraschenderweise fast nicht zu vermissen schien; überraschenderweise, wiederholen wir, da Henriette dennoch auch wieder Alles eher als diese völlige Gleichgültigkeit erwartet hatte. War der Bund von Charlotten, freilich räthselhaft genug, mit dem Herzen

geschlossen worden, so konnte dieses bei der plötzlichen Trennung unmöglich schweigen; und war er, bei der Natur der Gräfin womöglich noch räthselhafter, nur eine Art von Maske gewesen, so hätte doch nach aller möglichen Voraussetzung ein gewisses Aufathmen erfolgen sollen über das Ende des Zwanges und der Gefahr. Beides fand, wie gesagt, nicht statt.

Und hier schloß sich an, was das Mädchen an der Freundin so erschreckte und mit unbestimmter Angst erfüllte: eine jetzt bis zur Fieberhaftigkeit gesteigerte Unruhe, ein förmliches Haschen nach Zerstreuung und eine wiederum fieberhafte Hingebung an die aufregendste Geselligkeit; etwas krankhaft Unstätes und Lustiges — wir geben die Auffassung der schwer sorgenden Freundin wieder — ja fast eine Art von übermüthiger Koketterie im Verkehr mit der Gesellschaft und zumal dem schmachtenden Dagobert, und im vollen Gegensatz dazu eine Zurückhaltung und Fremdheit gegen Herrn von Bilingsfelden, welche um so mehr auffallen durfte, da der Herr, so oft er in der Nähe der Gräfin weilte, in seinem ganzen Auftreten stets an seine beste Zeit erinnerte und ihr allein von allen gegenüber niemals die Weisen laut werden ließ, welche er in der Gesellschaft für völlig ausreichend und angemessen zu halten schien.

Aber — und das war in Henriettens Augen das Peinlichste und Bedenklichste — dies Alles konnte eine so liebevolle und stete Beobachterin nicht einen Augenblick täuschen: es blieb in Wirklichkeit von dem, was Charlotte zeigte, nichts übrig als das Krankhafte und Fieberische, und die Lustigkeit, die Zerstreuungslust, die Koketterie oder der zuweilen sogar freie Ton waren so zu sagen nur Aeußerungen desselben, fast als ob die Frau in einer Art von Verzweiflung danach strebe, den rechten Zustand ihres Herzens vor aller Augen, ja vielleicht sogar vor sich selbst zu verbergen. Und wie zur Bestätigung dessen, was sie zu erkennen glaubte und eben nur für krankhaft halten konnte, erblickte Henriette hinter dieser beängstigenden Maske zuweilen eine grenzenlose Abspannung und eine tödtliche Gleichgültigkeit gegen Alles, was Charlotte zu unterhalten und zu vergnügen scheinen sollte. Die Gräfin — und das war für Henriette der räthselhafteste, ja fast unheimliche Zug an dieser, wie bemerkt, so ebenmäßigen und harmonischen, innigen, aber völlig leidenschaftslosen Natur — die Gräfin schloß sich daheim und im engern Zirkel ihrem Gemahl mit einer Hingebung und erregten Zärtlichkeit, ja mit einer Art von leidenschaftlicher Liebe an, wie Henriette es nie an ihr beobachtet, ja bei ihr nie für möglich gehalten hatte und wie sie es nun bei

Allem, was sie vom Grafen sah, hörte und voraussetzte, für die Freundin förmlich erbitterte.

Graf Felix hatte in ihrem Sinn eine solche Zuneigung niemals weniger verdient und augenscheinlich niemals weniger zu schätzen gewußt als gerade jetzt. Er hatte weder Auge noch Ohr für seine schöne Frau, er hatte nicht die leiseste Theilnahme für sie, ihre Stellung und ihren Ruf, wenn man nicht etwa den unartigen Spott dafür gelten lassen wollte, mit dem er sich gelegentlich über ihre Zerstreuungen, über Dagobert's oder eines Andern Aufmerksamkeiten zu äußern liebte. Er schien nicht einmal von dem Takt mehr wissen zu wollen, mit dem er bis dahin das, was ihn beherrschte, zum mindesten einigermaßen verschleiert und in Zaum gehalten hatte. Er gab sich gar keine Mühe, der Gattin seine völlige Gleichgültigkeit gegen sie zu verbergen, ja es kam zuweilen vor, daß er im Familienkreise, ja sogar vor Andern ihre Annäherung in einer Weise zurückwies, welche auch die demüthigste und liebevollste Frau dem Gatten hätte entfremden und zum Selbstgefühl erwecken müssen.

Henriette fühlte sich nicht nur, wie gesagt, durch die Geduld oder vielmehr Unempfindlichkeit der Gräfin, sondern auch und mehr noch durch diese Taktlosigkeit und Härte des Grafen so erbittert und gereizt, daß

zuweilen sogar jene oben erwähnte Angst und Sorge davor zurücktrat und sie ein paar Mal sich nur mit Mühe von einer Einmischung zurückzuhalten schien.

Ob Felix das bemerkt hatte, mußte dahingestellt bleiben; Notiz davon nahm er nicht, wie er denn überhaupt neuerdings die Hausgenossin wieder völlig zu ignoriren schien. Charlotte aber hatte es wahrgenommen und sagte einmal nach solcher Scene zu der Freundin in mißbilligendem Tone: „Ich bitte Dich um Alles in der Welt, Henriette, beherrsche Dich mehr! Was müßte daraus entstehen, wenn mein Mann Deinen Blick, Deine Miene beachtet hätte? Es sah fast so aus, als möchtest Du ihn zur Rede stellen.“

„Dazu habe ich auch nicht nur alle Lust, sondern sogar die Pflicht und das Recht, wenn ich Dich — schwach sehe!“ versetzte das Mädchen finster.

„Ich muß es wiederholen, ich verstehe Dich nicht mehr und vermag Dich nur durch die Annahme einer Krankheit zu entschuldigen“, sprach die Gräfin im Ton des vollsten Unmuths. „Ueber mich und mein Fühlen, mein Glück und meine Zufriedenheit kann und werde ich niemals einen Andern, selbst Dich nicht entscheiden lassen.“

„Dein Glück, Deine Zufriedenheit!“ lachte Henriette bitter. „Lege die Hand aufs Herz und schaue mir

ehrlich ins Auge: bist Du noch glücklich und zufrieden? Kannst Du's bleiben? Kannst Du in Wahrheit verkennen, was man Dir bietet und wie man Dich — es hilft nichts — entwürdigt?"

Die Gräfin hatte die Augen niedergeschlagen und war eine Weile ganz still. Dann erhob sie den Blick — es hing eine Thräne im Auge — und sagte mit hörbarem Beben: „Ach Kind, und wenn das Alles auch so wäre, wir haben wohl Grund, nachsichtig, mild und verzeihend zu sein, denn wir sind allzumal schwach und sündig und bedürfen der Verzeihung. Und das Zürnen bessert nicht und hält uns nicht; das thut nur Pflichterfüllung und Treue."

Durch Henriettens Gesicht zuckte ein tödtlicher Schreck. Es kam ihr bei diesen Worten der Freundin eine alte furchtbare Angst in den Sinn, die im Lauf der Jahre immer mehr verschwunden und auch neuerdings nicht wieder aufgetaucht war. War denn auch dies plötzliche Anlehnen an den Gatten, diese fast leidenschaftliche Hingebung nur Maske für ein anderes Gefühl, nur das Ringen und Haschen eines erschütterten Herzens nach irgend einem Halt, an dem es vor dem völligen Unterliegen bewahrt und seiner Pflicht und Treue — so sagte Charlotte ja — getreu zu bleiben vermochte?

Aber sie hatte keine Zeit, diesen Gedanken nachzu-

hängen, denn Charlotte fuhr eben im gleichen, bewegten Tone fort: „Und so bitte ich Dich nochmals, mein Herz, sei auch Du nachsichtig und geduldig, wo nicht für mich, doch für Dich. Du sagtest vorhin von Deinem Recht — das verstehe ich nicht. Jedenfalls erkennt Felix es nicht an, zumal nicht in seiner gegenwärtigen Stimmung. Ein Wort von Dir, wie ich es vorhin befürchten mußte, könnte nur zum unheilbaren Bruch führen, und ich —“

„Das wäre denn doch noch zu versuchen“, unterbrach Henriette sie mit einem festen, dunklen Blick. „Es gibt zwischen mir und Deinem Mann etwas, das mir auch in solchem Fall das Recht einer Einmischung sichert.“ Und unverwandt dem überraschten, fast erschrockenen Blick der Freundin begegnend, fügte sie hinzu: „Du hast mein Vertrauen zurückgewiesen, wo es Zeit dazu war; jetzt ist diese Zeit nicht da — vielleicht kommt sie wieder. Bis dahin aber habe ich meine eigenen Wege zu gehen. Nur eins mußt Du nie vergessen, noch bezweifeln: das ist meine Liebe zu Dir und meine Sorge für Dich und Deinen Frieden.“

Sie wandte sich ab und schritt über die Stufen der Veranda in den Garten hinaus.

Nicht fern von ihr beschäftigte sich Antonio; womit, ließ sich heute wie meistens kaum sagen, da es im

Garten selbst zu dieser Jahreszeit wenig oder nichts zu thun gab und der Graf dem alten Mann für die Zeit seiner Anwesenheit jede nöthige Hülfe bewilligt hatte. Henriette sah ihn nicht gern — es war etwas Finsteres an und in dem alten Burschen, fast als sei in ihm das Geschick personificirt, das, wie wir erfuhren, für alle seitherigen Bewohner der Villa ein mehr oder minder schweres gewesen war, und obendrein hatte sie stets das Gefühl, von ihm beobachtet und behorcht zu werden: von Allem, was in der Villa vorging, war sicherlich Niemand besser unterrichtet als der Alte, obgleich er nur selten ins Haus kam und mit der Dienerschaft so gut wie gar nicht im Verkehr stand. Wir wissen, daß auch dieser Verdacht des Mädchens durch die Vergangenheit des Gärtners gewissermaßen gerechtfertigt wurde.

Da sie jetzt herankam und nach kurzer Erwiderung seines Grußes an ihm vorübergehen wollte, fiel ihr der ungewöhnlich sorgenschwere Ausdruck auf, der ihr aus den Zügen des alten, aber noch immer schönen, echt italienischen Gesichts entgegentrat; und zugleich war in diesen Zügen, in dem Blick des dunklen Auges, in der ganzen Haltung des Alten, wie er gebeugt und den Hut in der Hand am Wege stand, ein Etwas, das sich wie eine Bitte oder Frage an sie wendete. Sie

blieb stehen und fragte: „Wünscht Ihr etwas, Antonio?“

Er schüttelte leicht den weißen Kopf. „Nein, Signora“, versetzte er, fügte jedoch nach einem augenblicklichen Zögern hinzu: „Ich möchte die Signora freilich bitten, auf die Herrschaft recht Acht zu haben, aber Sie thun das ja ohnehin. Nöthig ist's, denke ich, denn es ist gerade so wie vordem, und das Unglück steht hinter der Thür.“

Henriette war bestürzt. Wußte der Alte von den unheilvollen Zuständen? Hatte er wirklich gehorcht und spionirt? Wußte, meinte er noch etwas Besonderes, das selbst ihr verborgen geblieben? „Ich verstehe Euch nicht“, sagte sie, seinem Blick begegnend; „was meint Ihr mit dem vordem, mit dem Unglück hinter der Thür?“

„Das sind alte traurige Geschichten, Signora, die mir nicht aus dem Kopf kommen, von denen ich jedoch nicht reden kann. Aber die Frau Gräfin weiß davon und kann's Ihnen erzählen und soll daran denken. Schaden kann es niemals.“ Und damit wandte er sich mit erneutem respektvollen Gruß ab und schritt gesenkten Hauptes den nächsten Steig entlang.

Henriette kehrte bestürzt und sorgenvoller als je ins Haus zurück, um womöglich die Freundin zu sehen

und von ihr eine Erklärung zu verlangen. Aber die Gräfin hatte sich bereits in ihre Gemächer zurückgezogen, um sich für den Tag und seine Gäste ankleiden zu lassen.

Denn die Gespräche und Begegnungen, von denen wir berichteten, hatten am frühen Morgen stattgefunden, wo es für die vornehme Welt kaum Tag geworden zu sein pflegt und selbst in dem hiesigen, verhältnißmäßig zwanglosen, ja fast ländlichen Leben für mehr als eine Familie vermuthlich eben erst geworden war. Aber Charlotte war von jeher ein Kind der Frühe und bei den wundervollen, aber glühend heißen Tagen des bereits beginnenden Sommers hielt sie noch treuer zu der alten guten Gewohnheit, welche inzwischen auch für die Ihren längst bestimmend geworden war. Selbst der Graf kam in Ansehung seiner Lebensweise stets sehr früh zum Vorschein, und solange der Friede und das Behagen auf der Villa Marina geherrscht hatten, waren es die besten Stunden des Tags gewesen.

Das Beispiel der gräflichen Familie und der wunderschöne Frühling hatten in der Gesellschaft viel Nacheiferung hervorgerufen; man hatte sich nicht selten schon so früh zusammengefunden und sogar kleine Ausflüge unternommen; man war, gestärkt und heiter von

ihnen zurückkehrend, hier oder da in munterer Geselligkeit bei einander geblieben, gewissermaßen dankbar für diese glückliche Neuerung, da man sich bisher während der heißen Zeit für den größten Theil des Tags und bis zum späten Abend auf seine eigene Gesellschaft angewiesen gesehen hatte.

Bei der Stellung, welche das gräfliche Paar in der Gesellschaft einnahm, und bei der großartigen Gastfreiheit, die es von dem Augenblick an zeigte, wo Gräfin Charlotte sich der Gesellschaft zu widmen vermochte und ihr Haus derselben öffnete, war es ganz von selbst dahin gekommen, daß dies Haus mit seiner prachtvollen Lage und Aussicht, seiner anmuthigen, schattenreichen Umgebung, seinen grandiosen und kühlen Räumlichkeiten der Hauptschauplatz dieser Morgenunterhaltungen geworden war. Alles hatte allen so gut gefallen, daß der frühere Zufall seitdem zu einer Art von Regel geworden, und wie der erstere den Kreis gelegentlich auch jetzt noch auf der Villa vereinigte, die letztere brachte es mit sich, daß man sich mindestens ein- bis zweimal in der Woche dort bestimmt für diese Stunden zusammenfand, zwanglos, heiter, ja ausgelassen, stets überrascht und vergnügt durch irgend eine neue, von den Wirthen bereitgehaltene Unterhaltung, bis die Hitze der ersten Nachmittagsstunden

Jeden zur Ruhe im eigenen Daheim eilen und sich neue Frische suchen ließ für die Promenade nach dem Diner, oder was sonst der Abend an neuer Unterhaltung bot.

Heute war ein solcher — sagen wir kurz: Gesellschaftstag auf der Villa Marina, und der Morgen war bereits so weit vorgeschritten, daß auch Henriette, durch das Vorhergegangene zerstreut, nunmehr eilen mußte, mit ihren Vorbereitungen fertig zu werden. Fehlen, wie sonst wohl zuweilen, wollte sie heute am allerwenigsten. Es war wie eine Stimme in ihr, die sie antrieb, die Freundin und ihren Gemahl nicht eine Sekunde aus den Augen zu lassen, und Antonio's Reden machten, je länger sie über dieselben nachgrübelte, im Verein mit jener einen desto stärkern Eindruck auf das sorgenvolle Herz. Und um dasselbe noch schwerer und ihre Gedanken noch finsterer zu machen, erfuhr sie von der Zofe, daß eben Herr von Bilingsfelden von dem mehrtägigen Ausflug zurückgekehrt sei, den er ins Gebirge unternommen hatte. Er wolle sich nach der Gelegenheit umsehen, seine Jagdleidenschaft zu befriedigen, hatte er den Damen erklärt.

Den wirklichen, neuen Schreck, der ihr aufbewahrt worden, hatte sie freilich am wenigsten voraussehen

können und wurde daher von ihm auch auf das furchtbarste erschüttert.

Als sie, ihre Toilette so sehr wie möglich beeilend, durch die kleine Seitenthür, welche von der sogenannten Diensttreppe her in den zum Empfang dieser Morgengesellschaften bestimmten kühlen Gartensaal führte, rasch eintrat, fand sie den großen Raum noch völlig einsam bis auf ein einzig Paar. Und dieses Paar zeigte sich ihr in einer Situation, die alles Blut aus des zurückschreckenden Mädchens Wangen trieb: Gräfin Charlotte stand fast in der Mitte des Raums und zu ihren Füßen kniete Dagobert Othmaringen, das Gesicht geröthet, die Augen glühend, alle Züge gespannt. Er hatte die Hand Charlottens erfaßt und bedeckte sie mit Küssen.

Eben da Henriette in die Thür trat und dies Alles mit entsetztem Blick übersah, machte Gräfin Charlotte ihre Hand mit einer stolzen Bewegung von ihm frei und sagte mit erschreckend kalter Stimme: „Das ist ein schamloser Ernst oder ein wahnsinniger Scherz, gleich beleidigend für mich. Gehen Sie und besinnen Sie sich.“ Und sich ohne ein Zeichen der Ueberraschung gegen Henriette wendend, fügte sie hinzu: „Habe die Güte, irgend Jemand zu Herrn von Oth-

maringen's Begleitung anzuweisen. Er scheint's nöthig zu haben."

Das Alles folgte einander so rasch und auch die Worte der Gräfin waren so schnell, daß Dagobert sich mit dem Ausdruck einer unter andern Umständen fast komischen Ernüchterung bei Charlottens Wendung zu Henrietten kaum erhoben hatte. Er stand noch fassungslos vor der Dame, und nicht nur der genannte Ausdruck, sondern auch seine ganze Erscheinung und Haltung waren von der Art, daß sie die Augen des Grafen Felix und der ersten Gäste, die lachend und scherzend eben in die Thür traten, nothwendig auf sich ziehen mußten.

Er machte eine gewaltsame Anstrengung, sich zu fassen. Er verbeugte sich mit einem gemurmelten: „Also wie ich sagte, meine Cousine, Sie entschuldigen mich!" vor Charlotten, wiederholte diese Verbeugung gegen die Eintretenden und ging langsam gegen die Gartenthür und hinaus.

„Der Tausend", sagte der Graf spottend, und sein Auge flog blitzend von seiner Gemahlin zu Henrietten und wieder zurück, „dem Herrn Cousin scheint etwas Unangenehmes begegnet zu sein!"

„Allerdings, ein Schwindelanfall", versetzte Char-

lotte, ruhig die Achseln zuckend. „Er geht auf unsern Rath nach Hause und ruht aus.“

„Ja, ja“, meinte Felix im gleichen Ton und mit einem noch spöttischern Blick, „das mußte man erwarten, wenn man ihn und seinen Zustand beobachtete. Aber so geht's, wenn man sich über seine Kräfte zutraut. Sieh nicht so erschrocken aus, Charlotte! Die Sache ist's nicht werth, daß wir unsere Heiterkeit durch sie stören lassen.“

Siebentes Kapitel.

Das rothe Kabinet.

Gräfin Charlotte hatte ihren Schreck oder ihr Zürnen, was es auch mehr gewesen sein mochte, mit ihrer großen Selbstbeherrschung äußerlich bald genug überwunden und widmete sich der Gesellschaft mit all der Liebenswürdigkeit und Anmuth, die sie selbst für ferner Stehende stets von neuem zu einem Gegenstand der herzlichsten Bewunderung und Verehrung machten. Aber Henrietten und, wie diese zu bemerken glaubte, auch Andern konnte es trotzdem nicht entgehen, daß in ihrem Innern noch von keiner Wiederherstellung des Gleichgewichts die Rede, ja, daß dasselbe ernstlicher gestört zu sein scheine, als irgend Jemand es bisher für möglich gehalten. So schloß Henriette zum mindesten aus der Erregtheit, welche die Freundin augenscheinlich auf

das tiefste durchdrang und, statt sich zur Ruhe zu geben, im Laufe dieser Stunden eher noch zunahm; aus der Anspannung aller Seelen- und Geistes-, ja gewissermaßen aller Körperkräfte, da die schöne Frau heute mehr als je mit einer Art von Leidenschaft sich dem Vergnügen ihrer Gäste widmete und sich selbst demselben, wiederum fast mit Leidenschaft, überließ. Das ging weit über die schon auffällige Weise hinaus, in der sie sich in den letzten Wochen, wie wir hörten, der Gesellschaft und ihren Zerstreuungen hingegeben hatte. Sie schlug nach dem üppigen Frühstück, wie man's hieß, fröhlich sogar einen Tanz vor und nahm selber daran Theil, was seit der Auflösung des Hofes zu Neapel nie mehr der Fall gewesen. Und als in der muntern Gesellschaft der Plan auftauchte, dies Vergnügen, in diesen Monaten wenigstens ein ungewöhnliches, am Abend in den prächtigen Sälen des Clubhauses zu erneuen und zu einem allgemeinen zu machen, war ihre Stimme sogleich gewonnen und führte alle übrigen zur lustigen Zustimmung.

Ihre Wangen glühten und ihre Augen glänzten, jede Bewegung, ihr ganzes Wesen durchdrang und beherrschte eine — sagen wir: unbedächtige Hingebung an die Lust des Augenblicks, sie war schöner und hinreißender als je, das gestand Henriette sich selber ein,

das erkannte sie aus dem Eindruck auf die Gesellschaft, welche heute huldigender als je Charlotte umgab. Allein trotzdem und obgleich die Anmuth und Grazie der schönen Frau auch heute unabänderlich treu blieben und keinen Schritt über die Grenze des Schönen gestatteten, welche der wunderbaren Natur nun einmal eingeboren war, vermochte Henriette sich weniger als je glücklich über die Erscheinung, das Wesen, die Triumphe der Freundin zu fühlen. Im Gegentheil, Alles, was sie sah und hörte, that ihr weh und steigerte ihre Sorge. Alles, was sie sah und hörte, paßte eben nicht zu Charlotten, ja es war gar nicht mehr Charlotte, die da vor ihr schwärmte und nur von dem Augenblicke wußte, die nicht einen Gedanken zu haben schien für das, was dieser Lust vorausgegangen war. Wenn sie schon bisher gesorgt und gebangt hatte vor dem, was sich hinter solcher Aufregung verbarg und was ihr folgen mußte, was sollte sie heute fürchten?

Von der Gesellschaft, in der, wie wir sagten, Manche der Heiterkeit und Lebhaftigkeit gleich ihr zu mißtrauen schienen, wandte sie ihren Blick in stiller, ernster Beobachtung auf Bilingsfelden und den Grafen. Was sie an dem erstern bemerkte, konnte sie gewissermaßen befriedigen und beruhigen. Er hatte im Allgemeinen heute ebenso wenig Aufmerksamkeit und Aus-

dauer für den Einzelnen, wie neuerdings immer, und was von ihm ausging, bewegte sich so zu sagen in den gleichen, stets innegehaltenen Weisen und Maßen. Für Charlotte, die ihm heute im Ganzen gleichfalls ebenso fern blieb wie stets, hatte er dagegen auch wieder, wie immer, die ruhige und zugleich weltmännische Artigkeit des alten Bekannten und Hausgenossen, ja Henriette glaubte in seinem Auge, das gelegentlich der Dame folgte, ein paar Mal etwas wie eine ernste Theinahme, hin und wieder sogar eine Art von leichtem Befremden zu lesen, Empfindungen, welche ihr gerade an diesem Manne sehr natürlich erschienen, zugleich aber auch wohl thaten. Nur einmal — es war wirklich, als sollte ihr nichts entgehen — sah sie etwas, das sie, zumal in Erinnerung an den jähen Gedanken des Morgens, von neuem erschreckte.

Es war, als die Heiterkeit sich, wie bemerkt, zum Tanz gesteigert hatte und Charlotte selber sich an demselben betheiligte. Sie war zu ihrem Gemahl getreten, der mit Bilingsfelden eben in der Thür erschienen war, und wechselte mit den Herren ein paar lachende, scherzende Worte. Dann folgte sie von neuem ihrem Tänzer, und die beiden Zurückbleibenden schauten ihr nach, der Graf mit einer Bemerkung, welche seinen Begleiter ihm das Auge mit einem flüchtigen, allein, wie Henriette

meinte, verachtungsvollen Blick zuwenden ließ. Gleich darauf suchte das Auge die Gräfin, und dieser Blick war ein so tief ernster, fast schwermüthiger oder gar liebevoller, daß Henriette davor erbebte. Der Graf hatte augenscheinlich weder den einen noch den andern bemerkt.

Aber wenn diese Beobachtung das Mädchen beängstigte und das Bangen vor einem unbekannten und unbestimmten drohenden Etwas steigerte, rief, was sie vom Grafen Felix sah und hörte, ein um Vieles anderes Gefühl in ihr hervor und zwar das des vollsten Zorns, einer steigenden Erbitterung. Es war etwas Räthselhaftes und zugleich für alle, die ihm näher standen, tief Verletzendes in diesem obendrein spott- und hohnvollen Ueberspringen aller Schranken und Rücksichten, die er nicht nur seiner Gemahlin, sich selbst und den Seinen, sondern heute auch seinen Gästen schuldete, und das sich nicht nur in seinem Ton und Blick, sondern auch in seinem ganzen Auftreten, in jedem Wort äußerte. Er gab sich ersichtlich kaum Mühe, seine Zerstreutheit zu überwinden, seine Mißachtung der Gesellschaft, seine Langeweile zu verbergen; seine Unterhaltung meinte Henriette, wo von derselben etwas zu ihr drang, niemals so frei, ja leichtfertig, seinen Spott

nie so scharf, seine Scherze und Neckereien nie so frivol, so verletzend gehört zu haben. Und wo sie ihn in der Nähe seiner Gemahlin sah, vernahm und sah sie nicht nur jene achtungslose Weise, die sie schon seither und zumal am heutigen Morgen verstimmt und gereizt hatte, sondern hörte auch Anspielungen und Neckereien in Betreff Dagobert's und seiner Flucht, wie er es hieß, welche sie fast noch mehr entsetzten als indignirten. Es war beinahe, als wollte er die Gesellschaft an dem Theil nehmen lassen, was er selber von jener Scene etwa voraussetzen mochte! Und Charlotte blieb nicht nur geduldig, sondern auch freundlich, ja Henriette meinte gerade heute jene demüthige Nachgiebigkeit an ihr zu bemerken, welche sie für die Freundin am meisten betrübte und verletzte.

„Das soll, das darf nicht so fortgehen", sprach sie zu sich selbst, als sie, kurz bevor die Gesellschaft aufzubrechen begann, eine ähnliche Begegnung der Gatten beobachtet hatte. „Und was auch daraus entstehen mag, ich muß mit ihm reden!"

„Gott behüte, Sie schauen ja ganz finster aus, Henriette!" sagte in diesem Augenblick Graf Felix, der, ohne daß sie es beachtet hatte, in ihre Nähe getreten war. „Wie verantworten Sie das vor dem Seelenbündniß mit Charlotten? Die eine voll Uebermuth

und Lebenslust, die andere — wie benennen sich Ihre gegenwärtigen Empfindungen?“

Ihr Auge begegnete dem Spottenden mit einem festen, dunklen Blick. „Das, Herr Graf, möchte ich Ihnen eben einmal aussprechen und dachte gerade darüber nach, wie und wann sich dazu eine Gelegenheit finden würde“, versetzte sie in kaltem und zugleich entschiedenem Ton.

„Mon dieu, was für eine entzückende Güte, Henriette!“ rief er. „Das Glück ist mir lange nicht zu Theil geworden! Ich bin Ihres Befehls gewärtig, lassen Sie mich nicht zu lange harren!“

Er wandte sich von ihr, um wenigstens jetzt seinen Pflichten als Hausherr zu genügen, da man eben wirklich aufzubrechen begann, später als gewöhnlich, und sah daher nicht, wie finster und verachtungsvoll das Lächeln war, das auf einen Moment durch Henriettens Züge glitt. Dann wandte sich auch das Mädchen der nächsten Gruppe zu.

Als sie es aber leerer und leerer werden und nur noch Einzelne zurückbleiben sah, welche mit den Hausgenossen die letzten Worte wechselten, zog sie sich unbefangen zurück und verließ den Salon, durchmaß den Corridor und trat, nachdem sie sich durch einen raschen Blick versichert hatte, daß kein beobachtendes Auge in

der Nähe, in das Gemach des Hausherrn. Doch auch hier weilte sie nicht, sondern ging durch eine Tapetenthür in das anstoßende kleinere Zimmer, das nach der Farbe der Sammttapete von den Hausgenossen das rothe Kabinet genannt wurde. Felix hatte es, wie er es hieß, zu seinen Dämmer- und Träumstunden bestimmt und es demgemäß mit einer Art von Liebhaberei eingerichtet und ausgerüstet, zu einem Raume, in dem es selbst am glänzendsten Tage dämmerig und kühl blieb und Alles zu einem üppigen Ruhen einlud, von der Abgeschlossenheit und Stille bis zu dem durch die reichen Vorhänge brechenden, rosig dämmernden Licht, von der schönen Statue des die Psyche erweckenden Amor, welche von dem ersten Besitzer der Villa her hier aufgestellt war, bis zu all den Möbeln und Polstern, wie nur eine üppige und weichliche Sinnlichkeit sie in solcher Vollkommenheit sich ausdenken und wünschen kann.

Felix pflegte hier die Stunden der Siesta, die er gleich aller Welt hier zu Lande, zumal seit dem Anfange des Sommers, auf das gewissenhafteste inne hielt, stets zuzubringen und das Gemach blieb nicht nur dann, sondern überhaupt und stets für Jedermann, mit Ausnahme der Gräfin allenfalls oder irgend eines Andern, dem der Graf sein „Bijoux“ mit einer Art von Koketterie

zeigte, fast unzugänglich. Selbst Bilingsfelden, mit dem Felix vertrauter lebte als jemals bisher mit irgend einem andern Menschen, weilte hier nicht. Zumal während der genannten Ruhestunden liebte auch er, wenn er nicht in die Stadt hinabging, auf seinem anstoßenden, mit dem Kabinet aber nicht verbundenen Zimmer einsam zu weilen.

Darauf, auf diese Abgeschlossenheit hier und auf diese Gewohnheit dort, gründete Henriette ihren Plan; für das Gespräch, das sie beabsichtigte, gab es nirgends im Hause einen bessern Platz oder eine bessere Stunde. Daß Felix kam, war gewiß; daß er allein sei, ließ sich erwarten, und daß er ihr nicht ausweichen werde, dessen glaubte das finstere, entschlossene Mädchen sicher zu sein. Es hatte in der That einmal etwas zwischen ihm und ihr stattgefunden, was ihn in gewissem Sinne allerdings in ihre Hand gab.

An die Möglichkeit einer Störung hatte sie gar nicht gedacht, und es glitt daher auch ein Ausdruck von bitterer Enttäuschung und zornigem Schreck durch ihr erglühendes Gesicht, als sie gleich nach dem Eintritt des Grafen in sein anstoßendes Gemach, zu dem sie die Verbindungsthür offen gelassen hatte, Bilingsfelden sagen hörte: „Das ist die reine Thorheit, cher Felix! Dir und mir würde nach all dem Wirbel und

in Voraussicht des noch lustigern Abends ein wenig Ruhe sehr wohl thun."

„Ah bah!" versetzte der Graf. „Ich muß eben noch ein Glas Wein trinken, um all diese Quälerei zu betäuben, sie bringt mich sonst um! Und ich muß mit Dir reden — mit wem soll ich's sonst? Dies Leben ertrag' ich nicht mehr!"

Bei den ersten Lauten war Henriette gegen die Thür zurückgewichen, welche auch aus dem Kabinet auf den Corridor führte, aber stets verschlossen blieb. Der Schlüssel steckte jedoch im Schloß und sie drehte ihn um, um hinauszuflüchten. Da aber vernahm sie des Grafen Worte und durch ihre Miene zuckte es wie ein finsterer, trotziger Entschluß. Sie blieb in der tiefen Nische der Thür stehen und zog die schwere Sammtportière so fest wie möglich vor sich zu. Es war ein Platz zum Horchen und zum Lauschen, wie er nicht besser gedacht werden konnte. Eine Entdeckung war nur durch einen kaum vorauszusetzenden Zufall möglich und die Flucht selbst im unglücklichsten Fall fast mit völliger Sicherheit auszuführen. Denn die Thür bewegte sich, gleich allen übrigen in der Villa, unhörbar auf ihren Angeln, und der Corridor bildete draußen ganz nahe eine Ecke, um welche man dem nachschauenden Auge entschwinden konnte.

„Das Du Dir allein so schwer machst und Andern noch ‚unerträglicher‘, beantwortete Bilingsfelden die letzten Worte des Freundes in kaltem Tone. Und da er zugleich in die Thür des Kabinets trat, blieb er stehen, sah, die Arme über die Brust kreuzend, sich um und fügte nach einer kleinen Pause, jetzt hörbar spottend, hinzu: „Raffinement hast Du, das muß man Dir zugestehen! Ich sah das Nest noch nicht darauf an — es ist wie das Boudoir einer Sultana, aber freilich zu zweien.“

„Zu vieren, wolltest Du sagen, Du wirst Dich nicht ausschließen wollen“, meinte Felix mit einem kurzen, scharfen Lachen. „Dein Compliment aber verdiene ich nur halb; die Alten verstanden besser, was zu einem solchen Nest, wie Du es heißest, gehört, als wir! Schau' einmal her!“ Und nachdem er auf einen Knopf an der Polsterwand des großen Eckdivans gedrückt hatte, ließ er den Freund sich niederbeugen zu der reich geschnitzten Einfassung desselben. „Was siehst Du?“

„In der That“, sagte Bilingsfelden, sichtbar überrascht, „ich sehe in ein anderes Zimmer und es scheint fast das meine zu sein.“

„Das ist's auch. Und ist's nicht ein sublimer Gedanke, zwei Zimmer auf diese Weise durch das Schnitzwerk von ein paar Möbelstücken zu verbinden, sodaß

man etwaige interessante Scenen beobachten kann, ohne daß die Agirenden keine Ahnung davon haben? Das heiße ich Raffinement!"

In diesem Augenblick wurde im anstoßenden Zimmer die Thür geöffnet und wieder geschlossen, und Felix, der sich darauf hineinbegab, kam alsbald mit einer Flasche und zwei Gläsern zurück; der Zugang zum rothen Kabinet war den Dienern am wenigsten gestattet. Er füllte die Gläser, er bot dem Gaste das Cigarrenkästchen, und dabei sagte er mit einem seltsamen, halb spöttischen, halb frivolen Lächeln: „Apropos, zu vieren! Wie wär's, wenn wir die Frau Gräfin und ihre Busenfreundin herübercitirten? Kostbarer Einfall!"

„Ich dächte, cher Felix, Du ließest diesen unangenehmen Ton", bemerkte Bilingsfelden, der sich auf eine der Causeusen niedergelassen hatte, nachlässig. „Gleichviel, ob Scherz oder Ernst, er ist geschmacklos und mir unverständlich. Bei der einen hast Du obendrein, soviel ich sehe, nichts mehr zu verlieren, und bei der andern könnte es auch dahin kommen."

Nach einer Pause sagte der Graf finster: „Als ob ich etwas Anderes wünschte und beabsichtigte! Ich habe Dir gesagt: dies Leben ist unerträglich!

„Das ist in der That ein eigenthümliches Bekennt-

niß!" sprach Bilingsfelden, ohne seine bequeme Lage zu verändern, aber in einem fast hohnvollen Tone. „Für das schönste, reinste, anmuthsvollste Weib der Welt— denn das Alles ist Charlotte — eine Hildegard Othmaringen einzutauschen! Donner!"— und gerade aus dem für diese Lippen so ganz ungewöhnlichen Fluch brach der schärffste Hohn—„Dazu gehört nicht nur Geschmack, sondern auch und mehr noch Courage! Ich wiederhole Dir das."

„Lerne sie beide kennen, wie ich, Du urtheilst anders!" sprach Felix finster.

„Danke, mein Lieber, habe nicht das mindeste Verlangen nach solcher Erfahrung", lachte Bilingsfelden. „Heißt das, bei der Dame Reuterholm. Bei Deiner Frau ist es etwas Anderes", fügte er ernster hinzu; „ich kenne sie; sie hat sich nicht verändert, oder, wenn doch, nur erfüllt, was sie versprach. Und obgleich ich mit den Frauen im Allgemeinen nichts mehr im Sinn habe, so bekenne ich doch heute noch viel offener als neulich, daß ich mich vor der Deinen beuge. Ich kenne keine schönere, keine reinere, keine holdseligere, keine, die so ganz der Stolz ihres Geschlechts ist, keine, deren sich unser Stand gerade mit so vollem Recht als seines Stolzes, seiner Krone rühmen dürfte und sollte, unser Stand gerade, sage ich, der leider Gottes so manche sogenannte Dame in seinen Reihen sieht, welche die

Angriffe rechtfertigt, mit denen man ihn verfolgt! Charlotte hat in meinen Augen nur einen Fehler, und das ist die Geduld und Nachsicht, mit der sie Dich erträgt. Aber ich müßte mich sehr irren", schloß der Herr und sein Auge blickte mit einer Art von Verachtung auf Felix, „oder dieser Fehler ist nicht unverbesserlich. Auch das sagt' ich Dir neulich schon. Fahre so fort, wie seither, wie zumal heute. Auch die stärkste Saite reißt endlich! Du könntest Deinen nichtswürdigen Wunsch früher erfüllt sehen, als Du denkst."

Auf den Grafen Felix hatte die seltsame, rücksichtslose und mißachtende Rede anscheinend nichts weniger als den zu vermuthenden Eindruck gemacht. Sein Auge begegnete dem des Andern mit der vollsten Gleichgültigkeit, und nun, da Bilingsfelden schwieg, sagte er achselzuckend: „Das ist Alles ganz charmant und auch richtig, bis auf die zerspringende Saite. Daraus wird bei ihr nichts und das ist's eben. Ich gehe an dieser Geduld und Nachsicht, wie Du es heißest, zu Grunde! Diese stete unrührbare Schönheit und makellose Unschuld bringt mich um. Sie hängt wie eine Kette an mir, wo ich mich einmal übermüthig ins Leben, in den Genuß stürzen möchte, und zerrt mich aus dem halbvollendeten zurück."

Es war während dieser Worte etwas Finsteres in

seine Miene gedrungen uud sprach auch aus seinem Ton, und immer finsterer fuhr er nach einer Pause fort: „Ich habe das früher nicht so empfunden. Ich war in eine Art von Winterschlaf gewiegt; ich stieß auch auf nichts, was mich reizte, es war Niemand da, der mich interessirt hätte. Ich wußte nie von einem wirklichen Verlangen, sondern höchstens nur hie und da von einem Einfall, von dem man bei irgend einem Widerstand gleichgültig absteht. Ich wünschte Charlotte nicht anders, als sie war, und war in Wahrheit ein Mustermensch. Und das währte so fort, bis ich im vergangenen Herbst in Rom Hildegard begegnete und alsbald fühlte, daß ich selber Gott Lob noch nicht zum vollendeten Muster geworden war und was ich trotz des Musters an meiner Seite entbehrte. Sieh", redete er, nun in einem mehr bittern Tone, weiter, „ich war ein solcher Mustermensch geworden oder so verschlafen, wie Du es nennen willst, daß ich mich gegen die neuen Eindrücke, gegen das Erwachen ordentlich wehrte, daß ich mit meiner Leidenschaft zu madame la comtesse flüchtete und noch einmal als Liebhaber zu ihren Füßen kniete. Sie nahm meine Leidenschaft freundlich an, aber sie gab sie mir nicht zurück. Ich riß sie hinein in einen Wirbel der Geselligkeit, die hier denn doch einen andern Ton hatte und

hat, als jene, die sie bisher kennen lernte. Sie folgte mir freundlich nach, sie ging sogar selber in ihrer Weise auf den hiesigen Ton ein, sie sah mir eifersuchtslos und freundlich meine Thorheiten nach, beging aber selber nicht die geringste. Sie nahm die ausschweifendsten Huldigungen freundlich auf und wurde von keiner bewegt, es müßte denn sein, daß sie sich für dieselben durch größere Hingebung an mich rächte. Und als ich endlich unterlag oder siegte, wie Du willst, und kein Geheimniß aus meiner Leidenschaft für Hildegard machte, als ich Charlotte, ich gebe das zu, schlecht behandelte, was half's? Sie blieb und bleibt wie immer. Es erzürnt sie nichts, es schreckt sie nichts zurück. Aber das ist ja einmal bei ihr so. Eindrucksfähig war sie niemals, wenn nicht"— er lachte kurz auf— „Du vielleicht einmal Eindruck auf sie machtest."

„Ich? Was soll die Thorheit?" fragte Bilingsfelden hart.

„Thorheit? Das ist eben die Frage. Ich habe darüber meine eigenen Gedanken und Zeichen. Aber genug und auch gleichgültig bei zwei so edlen Menschen, wie Ihr beide seid. Kurz, das ist meine Antwort auf Deine zersprungenene Saite, mein Schatz."

Die Lauschende hinter der Portière hatte während dieser ganzen Unterhaltung, die ihr stets furchtbarere Einblicke gewährte, stets grausamere Aufklärungen brachte,

ihre Aufmerksamkeit dennoch fast nur Bilingsfelden zugewandt, dessen Weise, dessen Worte, ja dessen Anwesenheit und Geduld für die nichtswürdigen Offenbarungen des Grafen schon sie mit steigender Angst erfüllten. Darin hatte selbst seine Anerkennung und Vertheidigung Charlottens kaum etwas geändert. Es war gerade darin ein Etwas, das sie, wenn auch in anderem Sinne, von neuem beunruhigte, und als sie nun die letzten Worte des Grafen vernahm, war es mit ihrer Fassung zu Ende. Sie wußte nicht, sollte sie hervorstürzen, sollte sie fliehen. Sie zitterte so, daß die Portière sich bewegte, und ihr Auge hing an dem Gast mit einem Blick, als ob sein nächstes Wort Leben oder Tod für sie bedeuten werde.

Sie hatte sich noch einmal geirrt. Die Kälte, die ihn mit Ausnahme jener kurzen, warmen Worte für die arme Freundin während der ganzen Unterhaltung beherrscht hatte, lag auf seinem Gesicht und klang aus seiner Stimme unverändert wieder, als er jetzt antwortete: „Das würde mir leid thun für Deine Frau, denn es würde nicht zu dem Stolz, zu der Würde und dem Ehrgefühl stimmen, die ich bisher in ihr suchte und fand. Allein ich glaube Dir auch nicht. Was Du heute Morgen geleistet, hätte eine Heilige erzürnen müssen, und diese — deutsch heraus, cher Felix! — halb

kindischen, halb unwürdigen Anspielungen auf des armseligen Dagobert Dummheit waren der Schlußstein. Ich habe auch meine Zeichen. Es blitzte ein paar Mal etwas durch ihr Auge und zuckte durch ihr Gesicht, das nicht zu mißdeuten war. Wir werden sehen, Schatz!"

„Wäre es so, was will ich weiter? Aber es ist nicht so!" sagte Felix wieder mit dem kurzen, scharfen Auflachen. „Im Gegentheil, ich biete Dir jede Wette an, daß sie nur um so hingebender und demüthiger ist. Sie will mich festhalten, sie will mich begütigen, sie sieht Dagobert's Albernheit fast wie ein Stück eigener Schuld an, die sie gegen mich abzubüßen habe. Ihre Motive kenn' ich nicht — gleichviel! — aber was und wie es sich an ihr äußert, das weiß ich. Gib Acht auf unsere nächste Begegnung, es wird sich schon Gelegenheit dazu finden. Es gibt, glaube ich, nichts, was sie mir jetzt nicht gewährte, geschweige denn verziehe. Ich biete Dir jede Wette an, sage ich. Ich" — und Henriette zuckte zusammen vor dem blitzartig durch seine Züge gleitenden dämonischen Ausdruck und einem neuen, kurzen, fast wilden Auflachen — „ich liefere Dir den Beweis."

Bilingsfelden, dessen Blick kalt, ja mit einer Art von leiser Verachtung auf dem Erregten ruhte, zuckte die

Achseln. „Das ist Trunkenheit oder Tollheit“, versetzte er kaltblütig, „und mir kann das gleichgültig sein. Eins aber mußt Du noch hören, und das soll der Schluß dieses Gesprächs sein. Bist Du denn einmal toll genug, Charlotte aufzugeben, so besitze auch zum mindesten den Muth und den Rest von Ehrenhaftigkeit, ihr das rund heraus zu sagen oder die That für Dich sprechen zu lassen, statt sie auf diese armselige uud unwürdige Weise todt zu peinigen. Ich wette mit Dir gleichfalls, daß es nur eines entschiedenen Worts bedarf —“

„Nichts, nichts, Fritz!“ unterbrach ihn Felix erregt. „Ich habe meine guten Gründe zu wünschen, daß dieses erste und entschiedene Wort nicht von mir gesprochen wird, sondern —“

Er hielt inne, denn so leise es auch geschehen mochte, drang doch das Geräusch der im Vorderzimmer geöffneten und geschlossenen Thür bis an sein Ohr und ließ seine Brauen sich verdrießlich zusammenziehen. Im nächsten Moment aber zuckte, während aus den Wangen der Lauscherin alles Blut wich und ihr Herz sich krampfhaft zusammenzog, durch seine Züge die jähste Ueberraschung und zugleich eine Art von wildem Triumph, denn in die Verbindungsthür trat die Gräfin Charlotte.

Henriette meinte sie niemals schöner, niemals anmuthsvoller und liebreizender gesehen zu haben als jetzt, wo sie wie ein Bild zwischen den reichen und schweren Falten der zurückgeschobenen Portière stand, die schlanke, graziöse und in der Ebenmäßigkeit und Harmonie aller Formen prächtige Gestalt, das schöne, reine Gesicht mit den leise gerötheten Wangen und den sanften Augen, mit dem leise verlegenen und doch süßen Lächeln der Ueberraschung, da sie den Gast des Hauses bei ihrem Gemahl erblickte.

„Ah, die Herren sind bei einander!“ sagte sie in leicht scherzendem Tone. „Ich traute dem Herrn Gemahl so viel Munterkeit nicht zu; Du sahst vorhin müde und abgespannt aus, Felix. Aber lassen sich die Herren nicht stören! Ich wollte eben nur einmal einsehen.“ Sie trat zurück.

„Nichts!, nichts“, rief Felix mit einer Art von unheimlicher Lustigkeit aus, und sein Blick flog mit jenem frühern Ausdruck des Triumphes zu Bilingsfelden und streifte dann — Henriette sah es nur zu deutlich — zu der Einfassung des Sophas hinüber. „Der Besuch, Madonna, ist zu selten, als daß wir ihn verlieren könnten!“

Bilingsfelden nahm von der Bewegung und dem Blick des Freundes keine Notiz. Er war gleichfalls aufge-

standen und näherte sich nun der schönen Frau. „Auch ich bitte, sich nicht stören zu lassen, Gräfin", sprach er mit ruhiger Artigkeit. „Unser Plaudern hat schon länger gewährt als billig, und ich habe heute Morgen ein paar Briefe vorgefunden, die ich vor dem Diner noch lesen sollte. Also entschuldigen Sie mich."

„Vergiß nicht, was ich Dir sagte!" redete der Graf, indem er mit dem Freunde seiner zurücktretenden Gattin in das andere Zimmer folgte.

Diesen Augenblick benutzte Henriette, um zu entfliehen; sie fühlte die Kraft nicht, noch ferner zu lauschen. Der Zustand ihres Innern ließ sich nicht in Worte fassen, so wogte Alles durcheinander, Zorn und Verachtung, Verzweiflung und Entsetzen, und nur der eine Entschluß erhob sich so zu sagen klar, frei und fest über alles Andere, daß sie die Freundin herausreißen müsse aus diesem Abgrund von Schmach und Entwürdigung. Jetzt glaubte sie die Waffen in der Hand zu haben.

Für ein anderes, weniger gewaltsames Ende dieser unwürdigen Zustände blieb ihr nur die einzige und letzte, aber leider unendlich schwache Hoffnung, daß Charlotte trotz ihrer — Schwäche nannte es jetzt Henriette! — und Geduld sich dennoch vielleicht gerade bei dieser Begegnung mit dem Gemahl und durch die ihn

beherrschende Laune aufgerafft und zum Widerstand erhoben haben möge. Allein das Mädchen lachte selber bitter über diesen Trost. Und wenn am Grafen Felix Alles Unwürdigkeit und Lüge war, jene Wette auf Charlottens räthselhafte, aber unbesiegliche Nachsicht war leider nur allzu sicher auf die tägliche Erfahrung gegründet.

Was sie bei Tafel beobachtete, nahm ihr denn auch diesen letzten Trost wirklich vollends. An der Gräfin zeigte sich eine gewisse Bewegung, welche, sehr verschieden von der Erregtheit des Morgens, ihre Erscheinung wie ihr ganzes Wesen durchdrang und verschönte und nur zuweilen in etwas wie eine leise und flüchtige finstere Träumerei überging. Bilingsfelden erschien in einer stillen und ernsten Aufmerksamkeit für sie, während er den Grafen gar nicht zu beachten schien, und dieser letztere endlich erging sich in einer Art von übermüthiger, ja zuweilen fast mißachtender Nachlässigkeit gegen seine Gemahlin, wie gegen Bilingsfelden, welche ihn Henrietten auch ohne die sie beherrschende, an Abscheu grenzende Empfindung verhaßter als je gemacht haben würde.

„Du bist vorhin bei Deinem Gemahl gewesen? fragte das Mädchen mit gewaltsamer Fassung die Freundin, als beide nach Beendigung der Tafel noch einen

Augenblick auf den Balkon, in den leise heraufdämmernden Abend getreten waren.

Nach einem flüchtigen, fragenden Blick sagte Charlotte sanft: „Ja, mein Herz, das war ich. Es drängte mich, nach der abscheulichen Scene von heute Morgen mit ihm zu reden."

„Und er nahm das an und — freundlich?" Henriettens Stimme bebte.

„Mehr als das, Liebe! Er war zärtlich, wie seit lange nicht, ausgelassen sogar, aber doch gut. Du siehst", fügte sie wie im Tone eines leisen Vorwurfs hinzu, „wie Unrecht Du ihm thatest!"

„Unrecht!" wiederholte Henriette halb erstickt, sie war leichenblaß und ihre Augen brannten in die der Freundin. Und ganz nahe zu dieser hintretend, fuhr sie mit leisem, aber hartem Tone fort: „Weißt Du aber auch, daß er diese — Laune gegen Dich Herrn von Bilingsfelden vorausgesagt und ihm den Beweis zu liefern versprochen hat, daß Deine Geduld und Nachsicht ohne Ende? Und weißt Du, daß man vom anstoßenden Zimmer Alles sehen und hören kann, was im rothen Kabinet geschieht?"

Die Gräfin hatte nach dem ersten blitzgleichen Zusammenzucken diese Worte durch keinen Laut, keine Bewegung unterbrochen. Noch bleicher fast als Henriette, stand sie erstarrt bis ins Auge, die Lippen zu-

sammengepreßt, jeder Zug des schönen Gesichts wie von Stein, fast schien's sogar, ohne Athem. So horchte sie, lautlos, sagen wir, und ohne Regung, und horchte noch, da das Mädchen schwieg. Dann erhob sie plötzlich die Hände und schlug sie vors Gesicht und zwischen den Lippen hervor drang es wie ein leiser Schrei: „Vor ihm! Vor ihm!

Und wieder nach einer Sekunde sanken die Hände herab; sie richtete sich zu ihrer vollen Größe auf, wandte sich und schritt erhobenen Hauptes der nächsten Thür zu. Eine stolze Bewegung, ein hartes: „Ich will allein sein!" wies die nachstürzende Henriette zurück.

Am Abend, auf der verabredeten Réunion in den Sälen des Clubhauses, erschien die Gräfin ernst und gehalten, in stolzer Schönheit, verbindlich gegen die Bekannten, aber nicht ermunternd zum heitern Verkehr, wie sonst. Für ihren Gemahl, für Bilingsfelden hatte sie weder einen Blick noch ein Wort; beide waren freilich auch selten in ihrer Nähe. Dagegen verkehrte sie viel und in einer gewissen Lebhaftigkeit mit Dagobert Othmaringen, der darob immer mehr die Leidensmiene verlor, mit der er anfangs sich kaum ihr nahen zu wollen schien.

Am folgenden Morgen, da man in der Villa Marina wach wurde und zusammenkam, war die Gräfin

mit ihrer Kammerfrau verschwunden. Antonio hatte beide beim ersten Grauen des Tages die Villa verlassen sehen. Ein Herr, den er nicht zu erkennen vermochte, empfing sie nicht weit vom Gartenthor, und bald darauf wurde das Rollen eines rasch sich entfernenden Wagens vernehmbar.

Ein paar Stunden darauf erfuhr man zur lähmenden Ueberraschung der Gesellschaft, daß auch Dagobert Othmaringen abgereist sei — als ihr Begleiter?

„Glück auf den Weg! C'est fini!" sagte Felix mit dem hohnvollsten Lachen der Verachtung zu Bilingsfelden. „Wie sie es aber erfahren haben kann, daß Du gestern Nachmittag —"

„Es sieht Dir ehrlosem Wicht ähnlich, daß Du mir die gleiche Ehrlosigkeit zutraust", unterbrach ihn der Herr mit drohendem Stolz. „Aber Du irrst; so gesunken bin ich nicht, daß ich ein Zeuge Deiner Infamie hätte sein mögen."

„Herr von Bilingsfelden!" brauste der Graf auf.

„Still! Einem solchen Elenden gewähre ich nicht einmal das Recht der Einrede, geschweige denn die Ehre der Waffen. Geh hin und verbirg Dich mit Deinen Lüsten, Deiner Buhlerin und Deiner Ehrlosigkeit, wo Du willst und kannst, der Rache Gottes und

der meinen entgehst Du nicht, wie auch die Menschen über Dich urtheilen. Jetzt reise ich ihr nach und werde sie zu ihrem Vater führen; an Deiner Nichtswürdigkeit soll sie auch in den Augen Eurer feilen Welt und Gesellschaft nicht zu Grunde gehen. Dann werde ich Dich zu finden wissen."

Achtes Kapitel.

Vernichtende Kunde.

Die Wolken kamen in schwerem, gedrängtem Zuge von den fernen Höhen her und über den Fluß, sie breiteten sich dicht über das Dorf und das Schloß und schoben sich dann an den Bergkuppen hin in das Thal hinein, und der Regen rieselte sanft, aber unaufhörlich von ihnen herab, mit leisen Schleiern die Ferne verhüllend. Die Menschen aber athmeten auf, und drunten in den Häusern des Dorfes wie droben im langen Schloßbau waren alle Thüren und Fenster geöffnet, auf daß die Glut entweiche, welche sie, seit Wochen steigend, erfüllt hatte. Denn der Sommer war heuer mit großer Hitze gekommen, die Rasenplätze lagen wie versengt und selbst die sonst immer frischen, 'bergan gegen den Wald zu kletternden Matten hatten alle Frische

verloren. Da hatte man denn bei dem schweren Gewitter, das am vergangenen Abend gewaltig über Othmaringen und durch sein Thal hinbrauste, nicht mehr an Gefahr und Schaden gedacht, sondern nur an den Segen, den es für Menschen und Gethier, für Flur und Wald mit sich brachte, und nun freute man sich und genoß desselben, und wo man hinschaute, begegnete man frohen Gesichtern.

Droben auf dem Schlosse fand das in nicht geringerem Grade statt als drunten im Dorfe, denn man hatte dort nicht weniger gelitten, und die alten Diener liefen schier lustig umher, um nicht ein Plätzen ungelüftet zu lassen, oder stellten sich auch einmal hin und schauten händereibend dem prachtvollen Regen zu und wünschten aller Creatur und sich selber Glück. Und Frau von Soldnau überwachte das, die Rührigste von allen und überall gegenwärtig, zum großen Unbehagen ihrer Gesellschafterin, welche ängstlich auf den Contrast der kühlen Luft draußen und der noch immer in den Zimmern brütenden Hitze hinwies und eine furchtbare Erkältung für unausbleiblich erklärte.

Die alte Dame — sie war in den vergangenen sechs oder sieben Jahren wirklich recht alt geworden, aber freilich in jener Weise, die uns den Menschen nur noch würdiger und ansprechender erscheinen läßt — die

alte Dame lachte dazu und tröstete ihre Begleiterin auf das gutmüthigste. Sie ließ sich endlich sogar einen Sessel und einen Tisch unter den Portikus bringen und etablirte sich dort mit ihrer Arbeit und ermunterte auch das ängstliche Fräulein, sich neben ihr einzurichten. „Es ist eine wahre Freude für mich", sagte sie dabei und schaute dazu wirklich ganz glücklich aus, „da in den prächtigen Regen zu sehen, wie er so sanft und eben herunterkommt und auf das Gras fällt und die Blätter. Sehen Sie nur einmal hin, Bertha! Das ist gerade, als ob das Kraut Athem hätte wie unsereiner, es richtet sich ordentlich auf! Und sehen Sie, wie kommt es da von den Bergen herüber so hübsch dicht und grau! Das hört den ganzen Tag nicht auf und reicht einmal gründlich aus. Und sehen Sie, da kommt der Pfarrer — nun, ich dachte es mir doch! Der wird auch eine Freude haben und nirgends anders als hier sitzen wollen. Du mein Gott, das ist so eine alte Gewohnheit, liebes Kind. Wir saßen vordem hier oft so, an solchen Tagen, und schauten dem Regen zu und den Kindern, die lustig um uns hersprangen. Damals, ja damals", schloß sie mit leichtem Kopfschütteln, „damals war es freilich lustiger hier! Aber das ist nicht anders."

Lustig war es nun eigentlich wohl auf Othmaringen

niemals gewesen, da selbst die Kinder die Stille und den Ernst des hiesigen Lebens im Ganzen kaum jemals zu verscheuchen vermochten, allein Unrecht hatte die Dame trotzdem im Grunde nicht; denn auch da jene Kinder schon erwachsen waren und die sorglose Munterkeit der Jugend abgestreift hatten, brachten sie immerhin noch eine gewisse frische Bewegung in das Haus und das Leben, und die jungen Gesichter und die jungen Stimmen ließen den Ernst niemals finster und die Stille nicht drückend werden. Das hatte sich nun seit ihrem Fortzuge geändert; es war in Othmaringen einsamer geworden als je zuvor, und die Jahre zogen so leise vorüber, daß die alten Leute ihrer fast nur in den Spuren gewahr wurden, die sie an ihnen selbst zurückließen. Es war neuerdings am jenseitigen Ufer des Flusses eine Eisenbahn entstanden und eine Station ganz nahe angelegt worden, ohne daß dies jedoch für Othmaringen irgend nennenswerthe Folgen gehabt hätte. Für das Schloß wenigstens und seine Bewohner entstand dadurch keinerlei Veränderung; sie selber gingen nicht mehr fort und sahen auch selten oder nie einen Gast unter sich.

Und war es von außen her so still geblieben oder noch mehr geworden, auch für das innere Leben dieser Menschen gab es nirgends eine rechte Störung. Was

man von dem geliebten Kinde draußen vernahm, klang von Anfang an friedensvoll und beruhigend, und wenn es in dem Einen oder Andern während der ersten Zeit noch einige Zweifel gegeben hatte, ob die Briefe, welche von Neapel kamen, auch wirklich das Richtige und Wahre meldeten, so schwanden doch auch diese, als vor einigen Jahren Henriette, welche, wie wir wissen, damals in Familienangelegenheiten nach Deutschland gekommen war, selbstverständlich auch zu Othmaringen verweilte und von Charlotten und ihrer Ehe im Ganzen nur Gutes mitzutheilen hatte. Dann war freilich die wilde Zeit gekommen, wo der Thron des Königs Franz umgestürzt wurde und die von allen Einsichtigen längst für unhaltbar erkannten Zustände ein jähes Ende fanden. Man verlebte damals im Schloß sorgenschwere Monate, bis man über das Geschick der Seinen volle Beruhigung erhielt. Diese Beruhigung war dann aber auch eine desto vollständigere, denn daß ein Mann von Baron Othmar's Charakter vollkommen auf der Seite seiner Tochter und seines Schwiegersohns stand und das Auftreten und Handeln des letztern, seine Treue gegen den gestürzten König, das entschiedene Einstehen für seine Ueberzeugung von ganzem Herzen billigte, brauchen wir den Lesern nicht erst zu erklären. Im Gegentheil stand Graf Felix seitdem bei dem Baron in

größerer Achtung als je zuvor, und wenn er überhaupt eine Klage über denselben hatte, so mochte es möglicherweise nur die sein, daß seine Kinder auch jetzt, trotz ihrer äußern völligen Freiheit, stets von Othmaringen fern blieben.

Möglicherweise, sagen wir, denn von einer bestimmten dahin lautenden Aeußerung war bei dem Baron in diesem Falle fast noch weniger die Rede als bei irgend einer andern Gelegenheit. Der alte Herr war seit dem Abschied von seinem Kinde womöglich noch stiller geworden als je zuvor und hatte sich immer mehr in sich selbst zurückgezogen. Von einem wirklichen Verkehr mit den Seinen war längst so gut wie gar nicht mehr die Rede, er lebte selbst in Othmaringen fast immer nur für sich und suchte obendrein häufiger als je und nicht blos für einige Tage, sondern zuweilen für Wochen die Einsamkeit von Neu-Othmar auf, dort mit seinem alten Kammerdiener hausend und, man wußte kaum, welchen Beschäftigungen hingegeben.

Früher hatte dieses Leben und Treiben, wie wir wissen, die Seinen beunruhigt, war jetzt jedoch längst für sie zu etwas Gewöhnlichem und Unabänderlichem geworden, und zwar um so leichter, als sie an dem Alten keine bedenkliche Wirkung und keine schlechten Folgen von demselben wahrzunehmen vermochten. Der

Baron war für seine nunmehr schon hohen Jahre ein gesunder und sogar rüstiger Mann, und wie ernst und zurückhaltend seine Stimmung auch sein mochte, zeigte sie sich doch niemals mehr, wie vordem zuweilen, gedrückt oder gar finster. Im Gegentheil erschien er stets zufrieden, ja, wo die Gelegenheit sich dazu fand, in seiner Weise theilnahmvoll und freundlich, nur allerdings ohne viel Worte, geschweige denn mit einer lebhaften Aeußerung. Für die Seinen bedurfte es dessen allerdings auch nicht. Man kannte ihn und seine Weise gut genug, um niemals über das im Zweifel zu sein, was es in seinem Innern gab.

Lebhaft und angeregt, wohl verstanden und wiederholt gesagt, in seiner Weise, hatte man ihn in all diesen Jahren nur zwei- oder dreimal gesehen. Besonders war dies der Fall gewesen, als Bilingsfelden, der ja sein erklärter Liebling war, ihm zuerst die Prinzessin Constanze als seine Gemahlin zugeführt und vorgestellt hatte und wenn das Paar von der Zeit an diese Besuche zuweilen wiederholte. Er ließ es das Paar selbst und die Seinen erkennen, daß er der Fürstin die ganze Neigung seines Herzens zugewendet habe, eine Neigung, welche sogar noch diejenige zu Bilingsfelden übertraf. Denn als später in diese Ehe jene traurigen Störungen traten, welche zu ihrer völligen

Auflösung führten, stand er mit einer an Starrheit grenzenden Entschiedenheit auf der Seite der Dame und verweigerte Bilingsfelden, der nach der Trennung einmal zu Othmaringen erschien, jede Begegnung mit einer Härte, die selbst Florian Hausmann bis dahin nie in ihm geahnt hatte.

Eine ähnliche, fast starr zu heißende Entschiedenheit zeigte er nur noch einmal und zwar gegen den Prinzen Hermann, der, bei der Eröffnung jener oben erwähnten Eisenbahn in die Nähe gelangend, mit seinem Adjutanten Dagobert Othmaringen und andern Begleitern im Schloß erschien, um, wie er in seiner unumwundenen Weise sagte, den alten einsamen Schwarzkünstler kennen zu lernen, ein wenig aufzuheitern und zwischen ihm und seinen Verwandten eine segensreiche Versöhnung zu stiften. Aber die Kälte und Starrheit des alten Herrn war so außerordentlich gewesen, daß selbst der Prinz mit seiner Rücksichts- und Schrankenlosigkeit davor nicht Stand hielt, sondern entwich. Dagobert war während der zwei bis drei Stunden, welche die Gesellschaft im Schloß und seiner Umgebung verweilte, für den Baron gar nicht vorhanden gewesen; er hatte weder ein Wort noch einen Blick für ihn gehabt.

Das war denn nun auch schon wieder manche Zeit her und das Leben von neuem so still geworden,

wie kaum jemals bisher, ohne irgend eine Störung oder Unterbrechung. Graf Felix war mit Charlotten in jener Niederlassung der vornehmen Gesellschaft dem Vaterlande so viel näher. Die Verbindung war leichter und schneller. Charlotte schrieb ziemlich häufig und allem Anschein nach völlig gesund, heiter und zufrieden. Die Briefe Henriettens lauteten freilich nicht ganz so gut, sondern enthielten einen gewissen schweren Ton, der unter andern Umständen die liebevollen Herzen der alten Leute hätte beunruhigen können. Sie wußten jedoch aus Charlottens Mittheilungen, daß das Mädchen, das sie selber als ernst und, wie Frau von Soldnau es hieß, hypochonder kannten, jetzt obendrein leidend sein sollte und daher Alles in einem trüben Licht sehen mochte, wie es weder für die Dortigen, noch hier für sie selber sonst vorhanden war. Und selbst das Auftreten Dagobert's und seine freundliche Aufnahme von seiten Charlottens beunruhigte sie nicht, obgleich sie allerdings den Herrn anders beurtheilten und Frau von Soldnau in ihrem und des Pfarrers Namen ein großes Mahnschreiben in Betreff seiner erließ. Die Gräfin schrieb darauf beruhigend zurück.

Dann kam die Nachricht von der flüchtigen Begegnung mit der Prinzeß Constanze, eine kurze Bemerkung über das Eintreffen Bilingsfelden's und seine Aufnahme

in die Villa Marina, eine Notiz, wie heiter man lebe und wie Charlotte an solchem Leben Vergnügen finde, kurz, nirgends auch nur eine Andeutung, welche daheim zur Unruhe, zu Sorgen hätte veranlassen können. Im Gegentheil, wiederholen wir, es schien Alles gut, ja besser zu stehen als je zuvor, und man trug sich obendrein zu Othmaringen mit der stillen Hoffnung, daß der Herbst vielleicht sogar ein endliches Wiedersehen herbeiführen möge. Daß das gräfliche Paar reisen wollte, war bereits ausgesprochen; Charlotte hatte ihre Sehnsucht nach der Heimat und den Ihren ein paar Mal lebhaft betont, und da der Graf jetzt völlig frei war, ließ sich am Ende nicht absehen, weshalb er solchem berechtigten Wunsch noch länger entgegen sein sollte.

Das Alles war zwischen den alten liebevollen Leuten, den Baron selbstverständlich immer abgerechnet, gerade neuerdings häufig besprochen worden, ja es war eigentlich in jede ihrer Unterhaltungen hineingeklungen als der Hauptstoff ihres gesammten Denkens und Lebens und als das fast einzige Glied, das sie noch mit der Außenwelt in Verbindung erhielt. Und als der Pfarrer jetzt mit höflichem Gruß zu den beiden Damen in den Portikus trat, fand Frau von Soldnau es sehr begreiflich, daß er, noch bevor er den von Fräulein Bertha

herbeigezogenen Stuhl annahm, die Frage laut werden ließ: „Nun, meine gnädige Frau, erhielten Sie gestern neue Nachrichten von unsern Lieben? Ich sah's, die Posttasche August's war ganz voll."

Man hatte sich in den letzten Tagen wenig gesehen, da die Hitze gar zu groß gewesen war und Pfarrer Hausmann trotz seiner tadellosen Gesundheit allmälig dennoch die Last seiner Jahre zu spüren begann, sodaß ihn nicht mehr jeder Tag zum Schloß hinaufführte. Zumal sparte er sich den Weg wohl hin und wieder, wenn der Hausherr, wie es auch gegenwärtig gerade der Fall war, sich für einige Zeit nach Neu-Othmar zurückzog. Wir sagten bereits, daß diese einsiedlerische Neigung des Barons neuerdings sich wieder häufiger offenbarte.

Frau von Soldnau lächelte dem Geistlichen ein wenig schalkhaft entgegen. „Ei, ei, Pfarrer", versetzte sie; „also von außen muß es kommen, was Sie noch zu uns herauflockt? Das finde ich recht ungalant und obendrein, mit Ihrer Erlaubniß, kaum recht standesgemäß. Drum folgt aber auch sogleich die Strafe. Sie haben Ihren Gang umsonst gemacht, denn außer den beiden Briefen für Sie und den Zeitungen, die ich Ihnen hinunterschickte, war nichts von Bedeutung da. Ernstlich gesprochen aber", fügte sie im mehr ge-

wöhnlichen Tone hinzu, „wie kämen uns jetzt schon wieder Nachrichten von den Kindern? Es sind noch keine drei Wochen seit den letzten Briefen, und so schreibselig sind sie beide nicht.“

Florian Hausmann ließ sich nieder und legte die Zeitungen, die er aus der Tasche gezogen hatte, auf den Tisch. Man sah es wohl, daß der Scherz der Dame augenblicklich keinen rechten Anklang in ihm gefunden hatte. „Nun, meine gnädige Frau“, sagte er, „eine Frage reiner Neugierde war die meine denn am Ende doch nicht, sondern hatte einen besondern Grund. Haben Sie die Zeitungen gelesen?“

„Nein“, entgegnete sie mit einer bemerkbaren Spannung, „ich schickte sie Ihnen gleich hinab; es war zu dunkel für mich und bei Licht lese ich nicht gern. Was gibt's?“

„Hm, ich fand ein paar Zeilen aus **, die mir es glaublich erscheinen ließen, daß Charlotte oder Henriette geschrieben hätten; weshalb, weiß ich selber kaum, da die Kinder uns allerdings niemals eigentlich Derartiges mitgetheilt haben.“

Das Auge der alten Frau hing mit einem beinahe erschrockenen Blick an seiner ernsten Miene. „Pfarrer, Sie ängstigen mich! Was um Gotteswillen ist geschehen?“ fragte sie drängend.

„Ruhe, Ruhe, alte Freundin", erwiderte er beschwichtigend; „Ihre Angst ist ungerechtfertigt, denn von den Kindern ist dabei keine Rede. Ich sagte ja auch schon, daß ich selber nicht wüßte, weshalb mich der Artikel überraschte und mich Nachrichten von dort erwarten ließ. Es ist etwas, das in der vornehmen Welt ja wohl öfters vorkommt." Und indem er die Zeitung auseinanderschlug, beugte er sich näher über sie und las nach kurzem Suchen:

„** Anfang Juli. Ein leider nicht unerhörter, aber stets trauriger Fall hat die Fremden, welche hier noch leben, und die Stadt in große Bestürzung versetzt. Eine der vornehmsten und liebenswürdigsten Damen des Fremdenkreises ist plötzlich mit einem Herrn abgereist, der seit einigen Monaten hier seiner leidenden Gesundheit wegen sich aufhielt. Der Fall ist um so räthselhafter, als die Dame bisher des tadellosesten Rufes genoß und in der glücklichsten Ehe zu leben schien, während der Herr, eine in Mancher Augen zweideutige Persönlichkeit, sich bisher auch von seiten der Dame nur der allgemein menschlichen Theilnahme zu rühmen hatte, welche sein leidender Zustand erklärlich machte. Der entrüstete Gemahl der unglücklichen Frau hat denn auch seinen Freunden erklärt, daß er keinen Schritt zu einer in seinen Augen unmöglichen Aus-

gleichung thun und von einer Verfolgung des Paares nichts wissen wolle."

Das ist Alles", fügte der Pfarrer, die Zeitung wieder zusammenfaltend, hinzu, „und, wie es ja auch hier steht, in unserer Zeit und solchen Kreisen nicht gerade unerhört. Ich sagte ja auch, die Kinder haben uns niemals dergleichen Dinge berichtet, und dennoch — es hilft nichts! — erwartete ich diesmal eine Nachricht. Die Gesellschaft ist klein, wissen wir, es müssen ja fast genaue Bekannte sein —"

„Ja, es ist abscheulich, ganz abscheulich!" sprach Frau von Soldnau mit hörbarem Beben der Stimme und in einer gewissen zitternden Unruhe dazwischen. „Aber, Pfarrer, was erschreckt mich so an diesem Fall, was erschreckt mich so?" Und nachdem sie sich durch einen hastigen Blick überzeugt hatte, daß ihre Gesellschafterin auf irgend eine Meldung eines Dieners ins Haus getreten und verschwunden war, setzte sie, die Hände krampfhaft in einander schlingend, in einer Art von Verzweiflung hinzu: „Pfarrer, wenn es uns näher anginge! Pfarrer, Bilingsfelden ist dort! Pfarrer, erinnern Sie sich an meine alte schreckliche Sorge — Pfarrer, Pfarrer, wäre es möglich?"

„Pfui, Frau von Soldnau!" sagte Florian Hausmann streng und zürnend. „Besinnen Sie sich! Be-

denken Sie, was Sie aussprechen, wen Sie anklagen!"

Sie hatte beide Hände vor die Augen gepreßt. „Pfarrer, wenn ich damals dennoch Recht gehabt hätte!" murmelte sie.

„Und wenn Sie zehnmal, hundertmal Recht gehabt hätten", versetzte er noch strenger, noch zürnender, „ist das Ihr Glaube, Ihr Vertrauen zu unserm Kinde, zu unserer Rose, zu dem besten, edelsten, reinsten Geschöpf, das jemals aus der Hand des gnädigen Gottes hervorgegangen ist? Ich gestehe Ihnen", redete er aufstehend weiter, „es trifft mich wie eine eigene Sünde, daß ich nur ein Wort auf diesen — wie sage ich nur? — abscheulichen Verdacht entgegne, den Sie weder vor Gott noch sich selbst verantworten, den Sie durch keine Buße und Reue wieder gut machen können!" Er ging, nach Fassung ringend, ein paar Mal rasch auf und ab, und als er dann wieder vor ihr stehen blieb, sagte er wirklich mit milderem, fast traurigem Blick und Ton: „Bitten Sie es Gott und der heiligen Jungfrau auf Ihren Knieen ab, alte Freundin! Sie müssen krank, sehr krank sein, daß dergleichen in Ihrem Kopfe entstehen, daß Ihre Lippen es aussprechen konnten!"

Sie hatte die Hände vom Gesicht sinken lassen und das Haupt tief auf die Brust geneigt. Nun erhob sie

es und ihr Auge begegnete dem seinen mit einem Ausdruck, als sei alles Leben in ihr erstarrt. „Ja, mein alter Freund“, sagte sie leise und mit einer fast tonlosen Stimme, „ich weiß es, es ist entsetzlich, was ich dachte, und entsetzlich, was ich sagte; Sie müssen mich für wahnsinnig halten! Aber noch entsetzlicher ist's, daß ich diesen furchtbaren Gedanken nicht los werde, daß Ihre Worte mich nicht aus ihm emporreißen! O Pfarrer, ich muß Gewißheit haben oder ich verzweifle!“

Florian Hausmann schüttelte noch immer mit zürnendem Ausdruck den alten Kopf. „Ich begreife und verstehe Sie nicht; das bleibt das A und das O all meines Denkens“, sprach er, brach seine Rede aber damit schon wieder ab, da in diesem Augenblick vom Dorfe herauf die Klänge eines Posthorns zu ihm drangen, Töne, welche der jüngern Generation der Thalbewohner vermuthlich völlig neu waren. Zwischen die Säulen des Portikus vortretend, sah er auch bereits einen Wagen, der eben auf die Straße herauflenkte. „Wahrhaftig eine Extrapost!“ sagte er, hörbar nicht unzufrieden über die Störung. „Wer mag das sein? Sie haben uns da draußen ja alle vergessen!“

„Nur das Unglück nicht!“ murmelte die alte Dame, indem sie sich erhob und zu ihm ging.

Er sah sie scharf und mißbilligend an, sagte jedoch nichts, da in der Thür bereits ein Diener erschien, um die angekündigten Gäste zu erwarten, und wandte sein Auge wieder dem Wagen zu, der schwerbepackt von den vier Pferden nur langsam die ziemlich steil ansteigende Straße heraufgezogen wurde. Doch war er immerhin schon nahe genug, um die alten Leute erkennen zu lassen, daß sich auf dem hintern Bock ein paar Menschenkinder wie Kammerfrau und Diener unter den ausgebreiteten Schirmen gegen den unaufhörlichen Regen zu schützen suchten.

Jetzt hatte das Fuhrwerk endlich die Höhe erreicht, der Postillon trieb nach einem letzten Hornschmettern die müden Gäule an und fuhr mit stolzem Zuge um den kleinen Platz vor die Stufen des Portikus. Der Diener kletterte, ältlich und wohlgenährt, wie er war, nicht gerade leicht von seinem hohen Sitz herab, sodaß sein Othmaringer Kamerad von der Thür her ihm weit zuvorkam und den Tritt niederschlug und den Schlag öffnete, und im nächsten Augenblick zeigte sich in diesem den beiden alten Zuschauern das unabänderlich elegante Reisecostüm und das unverfallene Gesicht der Baronin Vögelsbach.

„Gott sei uns gnädig, es ist Armgard! Sie bringt uns Nachrichten!“ murmelte Frau von Soldnau, so

bleich wie die Wand und sich unwillkürlich, wie halb bewußtlos, an die nächste Säule lehnend.

„Frau von Soldnau, besinnen Sie sich!" flüsterte der Geistliche in beinahe drohendem Tone ihr zu, allein auch in seinen Zügen hatte sich bei der Erscheinung der Baronin der Ausdruck einer nichts weniger als angenehmen Ueberraschung ausgeprägt. Denn das Zusammentreffen dieses Besuchs mit jener Zeitungsnachricht war allerdings ein sehr überraschendes und bedenkliches, sodaß selbst das festeste Herz und der klarste Kopf seinem Eindruck unterliegen mußten.

Frau von Vögelsbach war seit der Verheirathung ihres Sohnes, obgleich sie seitdem, ihre Sommerreisen abgerechnet, stets in der nicht fernen Residenz verweilte, nur ein einzig Mal und zwar gleich im ersten Frühling wieder zu Othmaringen erschienen, um ein Strafgericht zu halten über die Bewohner desselben, von denen sie sich in ihren heiligsten Gefühlen und Rechten auf das unverantwortlichste und rücksichtsloseste verletzt erklärte. Ihr Plan, ihr Vorsatz, ihr Wunsch und Wille, das junge Paar zu begleiten und unter ihre mütterliche Obhut, in ihre durch ihr langes Gesellschaftsleben bis zur Meisterschaft gediehene und erstarkte Lehre zu nehmen, war bekanntlich von ihrem „schwachen, unkindlichen, herzlosen" Sohn in der kürzesten und entschie-

densten Weise von der Welt umgestoßen worden, weil, wie er gesagt habe, er so gut wie Charlotte dieser Lehre entwachsen seien und er die Freiheit der letztern in keinem Punkt beschränkt sehen wolle. Er könne seiner Mutter nicht verwehren, sollte er in dieser bittern Conferenz erklärt haben, den gleichen Aufenthaltsort mit ihm zu wählen, aber er gebe ihr die Versicherung, daß er auch den leisesten Eingriff in seine Ehe und sein Haus energisch zurückweisen und überdies augenblicklich um seine Versetzung einkommen werde. „Bis nach Tombuctu, hat er gesagt!" fügte die Dame zornsprühend hinzu, da sie ihrem Bruder und den alten Hausgenossen diese Scene — man möchte sagen: vor die Füße warf, die allerdings auch nach Abrechnung aller Uebertreibungen, deren man sich von der reizbaren und gereizten Dame versehen konnte, des Verletzenden viel enthalten haben mochte. Sie behauptete endlich ihren Sohn viel zu gut zu kennen, um anzunehmen, daß diese abscheuliche Unkindlichkeit und Hartnäckigkeit in ihm selber entstanden und von ihm selber ausgegangen sei. Sie wisse sehr wohl, daß ihm dies Alles zu Othmaringen eingeblasen worden sei. Aber die Zeit werde schon kommen, wo man die Strafe für solche Sünden empfange und die Folgen eines so herz- und kopflosen Handelns auf sich zu nehmen habe.

Die Dame war, mit einem Wort, in ganz außerordentlicher Aufregung, und es versteht sich von selbst, daß die Erklärungen, welche sie zu Othmaringen über das Verfahren ihres Sohnes erhielt, bei dieser ihrer Stimmung noch weniger Wirkung, ja eher sogar eine fast entgegengesetzte auf sie machten; aber ebenso begreiflich ist es auch, daß ihre Gereiztheit und Schrankenlosigkeit im Verein mit den leicht erkennbaren Uebertreibungen nicht nur bei ihrem Bruder, sondern auch bei Frau von Soldnau und Florian Hausmann des Eindrucks völlig verfehlten. Der erstere zog sich alsbald kalt zurück, und nach einer Auseinandersetzung mit dem Stand haltenden Florian, die von diesem mit seiner ganzen Würde und Offenheit geführt wurde, schied die Baronin mit womöglich noch gesteigertem Zorn und der Versicherung, daß man sie zu Othmaringen nicht wiedersehen werde.

Das Versprechen hatte sie denn auch bis jetzt gehalten, obgleich sie im Uebrigen längst wieder ihren Zorn aufgegeben und sich für versöhnt erklärt hatte. Es gab in ihren finanziellen Verhältnissen allzuviel Verwirrung, die nur durch die stets bereite Hülfe des Bruders überwunden werden konnte; sie fühlte sich allmälig in ihrem neuen Lebenskreise heimisch und zufrieden und mußte endlich anerkennen, daß das junge

Paar da draußen auch ohne ihre Hülfe und Aufsicht mit dem Dasein auf das glänzendste fertig zu werden vermochte. Gekommen aber war sie, wiederholentlich gesagt, nicht und hatte selbst eine wirkliche Einladung mit der Erklärung abgelehnt, daß sie, wenn überhaupt noch eine Reise, nur die alljährliche in ihr gewöhnliches Bad unternehme. Ihre jetzige Ankunft, der obendrein ganz gegen ihre Gewohnheit keine Anmeldung vorausgegangen war und die daher ihrem Bruder gleich jeder Ueberraschung unlieb sein mußte, hätte somit auch zu andern Zeiten und unter andern Umständen auf dem Schloß einen vermuthlich nichts weniger als angenehmen Eindruck gemacht.

Ihre Erscheinung, da sie nun aus dem Wagen stieg und den beiden alten Leuten entgegenkam, verringerte das unheimliche Gefühl, welches, wie wir sagten, selbst den Pfarrer durchdrungen hatte, keineswegs. Es war etwas Schleppendes und Leidendes in ihren Bewegungen, ihren Zügen, ihrer ganzen Haltung, das um so mehr auffallen mußte, je hochmüthiger und unzugänglicher Frau von Vögelsbach sonst in den gewöhnlichen Lebenslagen zu erscheinen und sich zu zeigen liebte. Und jetzt, da sie vor den Beiden stand und ihnen mit einem: „Seien Sie gegrüßt, mes pauvres amis!" die Fingerspitzen entgegenhielt, wurde der Ausdruck noch deut-

licher: das Leidende sprach auch aus ihrem Blick, und in ihrem Tone lag daneben auch noch etwas Bedeutungsschweres und Klagendes, sodaß es der Worte, mit denen sie ebenso fortfuhr, kaum noch bedurft hätte: „O mes pauvres amis, ich sehe Sie hier, ich lese in Ihren Mienen das Vernichtende! So drang die Kunde denn schon zu Ihnen, und mir armen Mutter bleibt die Qual erspart, das erste entsetzliche Wort zu Ihnen zu sprechen!"

Frau von Soldnau stand leichenblaß und jedes Wortes unfähig. Sie zitterte so heftig, daß der Geistliche ihren Arm in den seinen zog. „Frau Baronin", sagte er dann gepreßt, „Ihre — diese Worte bei Ihrem Eintritt —"

„Zeigen Ihnen, wie auch ich zusammenbreche unter diesem Schmerz!" unterbrach sie ihn. „Aber lassen Sie uns eintreten, daß wir nicht den Dienern ein so trauriges Schauspiel geben. Meine Theure, beherrschen Sie sich! Es muß ja freilich gerade für Sie ein Banditenstoß mitten in das Herz gewesen sein! Aber auch bei Ihnen muß Zorn und Verachtung jedes andere, mildere Gefühl überwinden!" redete sie immer noch im gleichen Tone fort, in die Thür tretend und weiter schreitend bis zum Frühstückszimmer, das sich gegen die Veranda öffnete. Und als sie sich hier mit den beiden

ihr Folgenden allein sah, brach sie voll weinender Emphase in die Worte aus: „O mes pauvres amis, ich möchte sterben! Und wie nimmt es mein armer, theurer, unglücklicher Bruder auf?"

„Sieh da, Armgard, bist Du's? Von solchem Reiseplane ahnte ich ja nichts! Und nun so klagevoll, und mich heißest Du unglücklich?" sagte in diesem Augenblick Baron Othmar, der eben von der Veranda hereintrat, in seiner stillen, fast theilnahmlosen Weise. Und zu einer andern Stunde würde sein plötzliches Erscheinen die Hausgenossen kaum überrascht haben, da er sie längst an sein stets unberechenbares Gehen und Kommen gewöhnt hatte, während nun Frau von Soldnau einen dumpfen Schreckensruf laut werden ließ und der Pfarrer, dessen Gesicht bei den letzten Worten der Baronin sich wie zürnend geröthet hatte, sichtbar erschreckend zusammenfuhr.

Frau von Vögelsbach wußte freilich von der bisherigen Abwesenheit ihres Bruders nichts. Sie eilte ihm entgegen, sie umschlang ihn mit einer — wir müssen wohl sagen: theatralischen Leidenschaft und rief wiederum voll jener weinenden Emphase: „O Othmar, mein unglücklicher Bruder! Was will unser Schmerz, unser Zorn heißen gegen das, was Dich bewegt!"

„Dies ist mehr als christlich, dies ist mehr als

menschlich!" sagte der Geistliche zürnend und in starkem Tone. „Sprechen Sie's endlich aus, Frau Baronin! Das Schlimmste ist nicht so schlimm wie diese Ihre grausamen Andeutungen!"

Und Baron Othmar, der sich fast heftig aus ihren Armen los machte, fügte gleichfalls zürnend hinzu: „Ja, der Faselei wäre genug, dächte ich!"

Sie blickte wie mit tiefer Ueberraschung von einem zum andern. „Ihr habt noch keine Nachricht von **, von der unerhörten —"

„Von wem redest Du?" unterbrach der Bruder sie plötzlich drohend. „Von Deinem Sohn oder von meiner Charlotte? Sage heraus, was Du hast. Aber hüte Dich vor Anklagen und Lügen, wer auch der Zuträger sein möge! Bei uns finden sie keinen Glauben, aber vielleicht Strafe, Armgard, erbarmungslose Strafe!"

Sie fuhr auf, ihr Blick begegnete dem seinen voll zürnender und zugleich hochmüthiger Verachtung. „Mein Herr Baron, sehen Sie zu Ihren Worten!" sprach sie heftig. „Es steht keine Verworfene vor Ihnen, sondern Ihre Schwester, die Mutter des armen Felix! Mein Zuträger — die ganze Gesellschaft ist's, die ganze Welt! Durch die Zeitungen klingt die Entwürdigung, die Entehrung, die —"

„Armgard, Du bist wahnsinnig!" rief er drohend.

Ihr Auge traf ihn noch einmal mit jenem hochmüthigen, verachtungsvollen Blick, dann aber wurde es plötzlich milder und sie sagte, wenn auch noch in scharfem Ton: „Ich verzeihe Dir! Halb kenne ich Eure Affenliebe und Verblendung, halb ist, was geschah, für einen Menschen von Ehre, Würde und Religion allerdings über jedes menschliche Begreifen und Glauben hinaus! Ich wollte, falls Ihr's nicht wüßtet, Euch schonen so lange wie möglich. Aber ich sehe, es paßt hier nicht. Und daher: ganz **, die ganze Welt weiß es und verdammt es, daß die Gräfin Eylingshausen, die Krone aller Frauen, Eure Charlotte, den Nimóus von Ehre und Würde, dessen sie so prahlerisch sich rühmen ließ, selber und für immer wie eine Wahnsinnige zerstörte und, deutsch gesagt, mit ihrem Vetter Dagobert Othmaringen davongelaufen ist."

Es war todtenstill im Gemach. Frau von Soldnau lag ohnmächtig in dem Sessel, an dem sie bisher sich mühsam aufrecht erhalten hatte.

Neuntes Kapitel.

Verurtheilt.

Das war denn allerdings eine Kunde und ein Fall, wie sie über Othmaringen, seit es eine Familie dieses Namens gab, noch niemals mit so furchtbarer, lähmender und vernichtender Wucht hereingebrochen sein mochten. Wir mußten es zum Beginn dieser Erzählung erwähnen, daß dem alten Stamm zu keiner Zeit eigentlich hervorragende Menschen entsprossen waren, vielmehr bei all seinen Gliedern mehr oder minder die gleiche Schlichtheit und Einfachheit, die ruhige Zufriedenheit in dem selbsterwählten, verhältnißmäßig engen Daseinskreise sich wiedergefunden hatte. Nach den Ehren und dem Glanze der Welt hatten sie nie gestrebt, statt dessen aber desto ruhiger und fester auf die eigene Ehre und Würde gehalten, die, von den

Ahnen forterbend, bei den Nachkommen längst zu einer Art von unveräußerlichem Familien- und Stammeseigenthum geworden und, soweit man zurückzudenken vermochte, kaum jemals von irgend einem Gliede der Familie auch nur für Augenblicke vergessen war. Daß die in der Welt lebende Nebenlinie, welche dort nach Rang und Ehre zu streben hatte und sich dem großen Leben anbequemen mußte, über dergleichen weniger streng denken lernte, hatte sie schon deswegen und lange vor der die Jetztlebenden trennenden Feindschaft dem alten Hauptstamm gewissermaßen entfremdet, und daß die jetzige Baronin Vögelsbach in ihrem Weltleben nicht immer im Stande gewesen war oder Lust gehabt hatte, auch den Schein zu wahren, trennte sie von ihrem Bruder innerlich ebenso sehr, wie vordem von dem alten strengen Vater, wenn Othmar diese Trennung, gemäß seinem Charakter und seiner Stellung als Bruder, auch nur in der Gleichgültigkeit zu erkennen gab, mit der er seine Schwester gehen und kommen und unbehindert ihre eigenen Wege verfolgen ließ.

Jetzt aber sollte es die Rose von Othmaringen sein, diejenige, der seit ihrer ersten Lebensstunde alle Herzen gehörten, die in diesen stillen Thälern schlugen, diejenige, in der alle die Ihren den Ruhm und Stolz und die Krone ihres Geschlechts erblickt hatten und so zu sagen

die Krone, den belebenden Hauch ihres eigenen Daseins liebten, diejenige endlich, in der selbst der alte melancholische Vater einen Ersatz für all das Unglück, für all die Verluste sah und fand, welche ihm das Leben gebracht hatte, und durch welche allein er sich überhaupt noch mit dem Leben verbunden wußte.

Und sie sollte hinabgestiegen sein aus ihrer reinen Höhe in den tiefsten, schmuzigsten Staub der Erde! Sie sollte gebrochen haben, aus freien Stücken, mit allen Grundsätzen, mit aller Ehre und Würde, mit allen reinen und edlen Gefühlen, sie, die bisher tadel- und makellos durchs Leben gegangen, sie, welche nichts und Niemand bisher auch nur um einen Schritt von ihrer stillen, schönen, lichten Bahn hatte verlocken können! Sie fortgerissen von einer ungeregelten, überwältigenden Leidenschaft, sie, die selbst in den bewegtesten Stunden ihres Lebens, in jeder Lage sich das reinste Maß zu bewahren verstanden, sie zu einem Schritt fortgerissen, der sie für immer nicht nur von den Ihren trennen mußte, sondern auch von Allem schied, was noch dem Anstand unterthan war und der Ehre; je höher sie gestanden, desto tiefer hinabsinkend, weit unter jene Frauen, über welche die Welt die Achseln zuckt und sie dennoch schweigend duldet, weil sie zum mindesten den äußern Schein wahrten, zu jenen, die man ausstößt und aus-

schließt und für die man nichts mehr hat als Mißachtung! Und das Alles für einen Menschen, von dem man selbst zu Othmaringen genug wußte, um ihn zu den Armseligsten, zu den Zweideutigsten seines Geschlechts zu zählen!

Aber war es denn nur möglich? Konnte man es glauben?

Und dennoch, konnte noch ein Zweifel bestehen, nachdem der — so mußte man ihn wohl heißen — wahnsinnige Schritt in den Zeitungen aller Länder bald schonender, bald offener besprochen worden, nachdem der unerhörte Fall in den Hof- und Gesellschaftskreisen der Residenz schon mehrere Tage laut und leise besprochen worden, und nachdem Excellenz Othmaringen sich selber um Aufklärung an Frau von Vögelsbach gewendet und Fürst Hermann in seinem Abendcirkel die begreiflicherweise rasch verbreitete Aeußerung gethan, daß er seinen lieben Adjutanten bisher unterschätzt zu haben scheine, da derselbe im Stande gewesen sei, ein solches Weltwunder wie die Gräfin Eylingshausen zu besiegen?

Und auch der letzte Zweifel mußte beinahe schwinden, als die Baronin nun endlich den Brief ihres Sohnes vorlegte, den sie erst vor ein paar Tagen erhalten hatte und infolge dessen sie die Reise nach Othmaringen antrat.

Graf Felix schrieb auf das gefaßteste und würdigste. Er hatte ein paar Tage vergehen lassen, um seine anfängliche Betäubung zu überwinden und die nothwendigen Entschlüsse mit Klarheit und Entschiedenheit zu fassen. Er gab eine kurze Schilderung dessen, was in den letzten Wochen geschehen war. Er gedachte der schon längst bemerkten, stets zunehmenden Leidenschaft Dagobert's für seine Frau, welche der rücksichtslose Mann kaum nöthig gefunden hatte, auch nur oberflächlich zu verbergen. Jedermann habe sie bemerkt, Jedermann habe darüber gespottet, auch er selber, obgleich er Charlotte einige Male vor Dagobert's Rücksichtslosigkeit gewarnt habe, die ihn bei Gelegenheit zu irgend einem für sie peinlichen Eclat fortreißen möchte. Charlotte habe das unfreundlich zurückgewiesen, wie sie sich denn überhaupt zu ihm, Felix, trotz seiner liebevollsten Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit, schon seit dem Winter immer kälter und fremder gestellt, während sie gegen alle Welt sonst nichts weniger als zurückhaltend geblieben sei. Vielmehr sei ihre zunehmende Neigung zu gesellschaftlichen Zerstreuungen, ihre oft ein wenig übertriebene Hingebung an dieselben nicht ihm allein aufgefallen, da sie so ganz ihrer sonstigen Weise widersprochen habe.

Dies sei zumal bemerkt worden, seit sie vor sechs

bis acht Wochen eine Begegnung mit der durchreisenden Prinzessin Constanze gehabt habe. Von der Zeit an sei sie fortwährend dem Einfluß Henriettens unterthan gewesen, den sie bis dahin, wohl wissend, daß das Mädchen dem Grafen aus nicht näher zu erörternden Gründen abgeneigt war, sich mehr fern gehalten habe. Nun habe sie auch eine seltsame Eifersucht gegen den Gatten zur Schau getragen wegen seiner in Wahrheit nur rein gesellschaftlichen Aufmerksamkeiten für eine in der Gesellschaft hochgeachtete Fremde. Nun sei sie auch Bilingsfelden, der bei ihnen seit einigen Wochen gelebt, in einer Weise begegnet, die ihn, Felix, habe bestürzen müssen, da er hinter der vorgeschobenen Kälte eine nur allzu erregte Theilnahme zu bemerken geglaubt. Und nun endlich habe er am letzten Morgen, mit Andern ins Zimmer tretend, Dagobert beinahe noch auf den Knieen vor ihr getroffen — um so bestürzender, als Henriette ebenfalls im Gemache gewesen — ein Vorfall, für den sie, da er abends herzlich und mahnend mit ihr geredet, kaum ein erklärendes Wort nöthig gefunden. Und am folgenden Morgen sei sie mit ihrer Jungfer und Henrietten, wie man bald erfahren, in Dagobert's Begleitung verschwunden. Bilingsfelden sei in eine wahre Raserei ausgebrochen und ihr alsbald nachgereist.

Daß er nach einem so extremen, aller Sitte Hohn

sprechenden Schritt keine Möglichkeit einer Wiederausgleichung vor sich sehe und sich seinerseits von Allem fern halten müsse, was in den Augen der Welt für einen Versuch gelten könne, die Sünderin und ihren Ruf zu retten, ebenso aber auch, daß für ihn von keiner Verfolgung Charlottens und ihres Verführers die Rede sein dürfe: das werde er nicht nöthig haben zu erklären. Sein Entschluß sei unumstößlich, für ihn sei die Sache abgethan. Er beauftrage die Mutter, die Mittheilung des Geschehenen an Charlottens Vater auf die ihr passend erscheinende Weise erfolgen zu lassen, und er sei sicher, daß selbst der Vater nach Ueberwindung des ersten Eindrucks auf seiner Seite stehen werde, wie sehr er anfänglich ihm auch zürnen und ihn verdammen möge. Das sei natürlich und müsse er sich gefallen lassen, an dem Ausgange zweifle er, wie gesagt, nicht.

In die Heimat vermöge er noch nicht zu kommen, und noch weniger nach Othmaringen. Er werde vermuthlich eine längere Reise antreten. Endlich, und damit schloß der Brief, bitte er für die Unglückliche um alle irgend mögliche Nachsicht und Schonung. Wenn er je vermocht hätte, an etwas wie einen bösen Zauber zu glauben, so müßte es hier geschehen sein, wo, wenn irgend jemals, eine Sünde gegen die innerste Natur des Menschen vorzuliegen scheine.

Auf wie viel Zweifel und wirklichen Unglauben dieser Brief auch bei den Othmaringern stieß, es war in demselben trotzdem ein gewisses Etwas, gegen das der Unglaube je länger, desto weniger anzukämpfen vermochte. Das war einerseits die Leidenschaftslosigkeit und Klarheit, welche die ganze Darstellung zu durchdringen schien, und andererseits der Ausdruck des ruhigen und ernsten Selbstgefühls, das, fern von aller Ostentation, den Schreiber in der ganzen Angelegenheit auf den Punkt stellte und so zu sagen den Punkt für sich festhalten ließ, welchen auch der entschiedenste Gegner am Ende dem Gatten nicht abstreiten durfte. Und es war endlich und vor allem dieser völlige Mangel an unerwiesenen und verdächtigenden Anklagen und Beschuldigungen, statt deren leider die Thatsachen nur allzu deutlich und unwiderleglich sprachen. Das Factum stand unseligerweise fest und ließ sich durch nichts ableugnen noch beschönigen. Mochte Charlotte zu jenem Schritt gelangt und gedrängt worden sein, wie sie wollte, daß sie ihn und gerade diesen gethan, das mußte selbst die Liebevollsten und am billigsten Denkenden ihr, sei es für immer, sei es für lange, entfremden und ihren Ruf auch in den Augen der Ihren geradezu und auf immerdar vernichten.

So stand es allem Anschein nach bei Baron Othmar

selber, nachdem er die erste zornige Ueberraschung überwunden und Alles erfahren hatte, was seine Schwester mittheilen konnte. Von irgend einer Aeußerung seinerseits oder gar von irgend einem wirklichen offenen Urtheil war keine Rede, wie denn in diesem Kreise, wo man seine Weise kannte, dergleichen auch Niemand von ihm erwartet haben mochte. Er zog sich entschiedener als je in seine Einsamkeit und Abgeschlossenheit zurück, anscheinend noch kälter und leidenschaftsloser als zu irgend einer andern Zeit oder bei irgend einer andern Gelegenheit, und schien dadurch den Seinen anzudeuten, daß für ihn und in seinem Sinn die Sache beendet sei, gleichviel welche innern und verborgenen Stürme dieser errungenen Fassung vorausgegangen und mit welchen Schmerzen und Qualen er diese letzte Liebe und Hoffnung seines vereinsamten Lebens zu Grabe getragen haben mochte. Viel Worte hatte er auch in seinen sogenannten guten Zeiten niemals über irgend etwas verloren, das ihm so oder so nahe trat und ans Herz griff, und noch weniger hatte er jemals, auch in den schwersten Stunden seines Lebens, eigentliche Klagen laut werden lassen.

Es läßt sich begreifen, daß dies völlige Verstummen für die Seinigen, obgleich sie dasselbe gewissermaßen hatten erwarten können und obendrein so zu sagen

seinen Inhalt kannten, dennoch so qualvoll wie irgend denkbar war und daß sie daher, obschon sie auch hier wieder den Erfolg ungefähr voraus wußten, wenigstens den Versuch machten, in sein verschlossenes Inneres einzudringen und seine Entschlüsse zu erfahren.

Von einem solchen Versuch schloß sich selbst die Baronin nicht aus, obgleich sie über alle Fragen, die bei dieser traurigen Angelegenheit zur Sprache kommen konnten, und daher auch über das endliche Urtheil ihres Bruders und der Seinen völlig mit sich im Reinen zu sein schien. Sie hatte das ja gleich anfangs geäußert, als sie aus ihrer sogenannten schonenden Weise herausgetreten war, und sie äußerte es von neuem, nachdem sie ihre nähern Mittheilungen geschlossen, mit der ganzen hochmüthigen und absprechenden Entschiedenheit, welche von keinem Einwand etwas zu wissen und denselben, wo er dennoch erfolgt, wie etwas völlig Nichtiges und Bedeutungsloses durch einen verachtungsvollen Blick, durch ein kaltes Achselzucken zurückzuweisen pflegt. Allein ein solcher Einwand wurde hier nicht einmal laut, etwas, das die Dame seltsamerweise eher zu beunruhigen als zu befriedigen schien und sie, wie bemerkt, zu dem Versuch veranlaßte, ihren Bruder zu irgend einer Offenbarung seiner Ansicht und seiner Vorsätze zu bewegen. Der Erfolg war freilich in ihrem

Sinne theils so nichtig, theils sogar so empfindlich, wie irgend denkbar. Denn der Bruder erwiderte ihr, da er ihr nicht länger auszuweichen vermochte, in seiner kältesten Weise nur: „Ich weiß nichts zu sagen, was Du Dir nicht selbst sagen kannst. Daß ich Jemand nicht halten werde, der sich mit solcher Entschiedenheit gegen uns und unsere Sitte erklärte, versteht sich ohne Worte, und danach ist alles Uebrige theils gleichgültig, theils eine Frage, deren Antwort sich erst in der Zukunft finden und sich jetzt niemals auch nur errathen läßt, da sie nicht einmal von mir oder einem Andern, sondern nur durch völlig unberechenbare Zustände und Verhältnisse gegeben werden kann.“

„Das möchte in Ansehung der Unwürdigen, die wir bisher die Unsere nannten, genügen, obgleich ich nicht recht verstehe, was Du von der Antwort sagst, welche erst durch spätere Zustände und Verhältnisse dictirt werden könnte“, versetzte sie noch immer in der eben erwähnten absprechenden und überlegenen Weise. „Für Felix aber, für seinen Schmerz, für dieses an ihm begangene Verbrechen bist Du Dir, ihm, uns allen eine eclatante Genugthuung schuldig, dächte ich.“

„Deinem Sohn? Wie so?“ entgegnete er womöglich noch kälter. „Die Thatsache steht fest, weiter nichts. Aber für mich ist das, wie gesagt, genug, und für ihn

ebenso, vorausgesetzt, daß seine Darstellung richtig ist. Darüber urtheile ich ebenso wenig, wie ich danach suche, denn es ist in meinen Augen gleichgültig, wiederhole ich nochmals. Und so lasse dies ruhen, wie Alles. Ich habe die Welt satt."

Wie er das sagte und dabei blickte, es schreckte wieder einmal, wie auch sonst wohl, die Baronin zurück und ließ sie verstummend entweichen. Gegen Frau von Soldnau sprach sie sich freilich desto lebhafter, desto hochmüthiger und rücksichtsloser aus, nur daß sie hier noch weniger erzielte als bei ihrem Bruder. Die alte Dame war so vollständig niedergeschmettert von dem in ihren Augen größten Unglück, das über Othmaringen hatte hereinbrechen können, daß sie seither in einer Art von Betäubung umherging und für Niemand eine rechte Antwort hatte. Für sie gab es in dem Geschehenen und Berichteten einen Punkt, der sie furchtbarer erschüttert hatte als alles Uebrige, und das war jene Mittheilung über Bilingsfelden, die sie von neuem an ihren alten unglückseligen Verdacht erinnerte und sogar für denselben zu sprechen schien. Bestätigte sich das, dann, erst dann war in ihren Augen Alles zu Ende und Charlotte für immer den Ihren und sich selber verloren.

Von dem, was die Baronin nun gegen sie äußerte,

vernahm sie, wie gesagt, so gut wie nichts; es war ihr, wenn auch in anderem Sinne und aus andern Gründen, noch gleichgültiger als dem Baron Othmar. Und die hochmüthige Dame wandte sich von der Armen auf das verachtungsvollste, diesmal freilich aber auch mit einem gewissen Ingrimm ab; sollte sie denn bei diesen Schwachköpfen, wie sie sie hieß, noch immer jener alten Affenliebe begegnen — denn darauf lief es doch am Ende bei ihrem Bruder so gut wie bei der Soldnau hinaus — und durch dieselbe endlich Alles wieder ausgeglichen und verziehen sehen? In ihrem excentrischen Kopf wogten alle Möglichkeiten durcheinander, ja es schien ihr gar nicht unmöglich zu sein, daß ihr Bruder sogar um der reuigen und begnadigten Sünderin willen jenen Burschen, den armseligen Dagobert, zu Gnaden aufnehme, der alten Feindschaft Valet gebe und die hochmüthigen Othmaringen in der Residenz endlich doch triumphiren lasse. Dann war auch die letzte Hoffnung verloren, daß die große Erbschaft des Bruders zum größten Theil ihrem Sohne zu gute kommen müsse, diese Hoffnung, welche sie zuerst und vor allem Uebrigen die Verbindung mit Charlotten als das höchste Glück hatte ansehen lassen, und die ihr Alles versüßt hatte, was die vergangenen Jahre ihr brachten oder vielmehr nicht brachten.

Alle solche Vorstellungen und Gedanken überwältigten sie so, daß sie sogar die Vorsicht vergaß, mit der sie bisher, klüger, als es sonst ihre Art war, sich stets und überall Florian Hausmann gegenüber zu benehmen pflegte. Gegen ihn hatte sie in diesen Tagen jede weitere Bemerkung selbst über ihres Sohnes Brief und über Charlotte zurückgehalten, ziemlich sicher, daß er das Geschehene in möglichst mildem Licht sehen und jedes entscheidende Urtheil zurückhalten werde, bis weitere Nachrichten eingetroffen seien. Nach seiner Antwort im Ganzen war sie ebenso wenig lüstern wie nach den einzelnen Gründen, mit denen er sein Urtheil belegen würde. Denn um den Lesern wenigstens diesen einen Blick in ihr Inneres zu eröffnen: mochte Frau von Vögelsbach auch ihre Schwiegertochter noch so sehr im Unrecht sehen und ihren letzten Schritt noch so tief verdammen, ihren Sohn sah sie darum noch keineswegs im Recht. Im Gegentheil stießen seine Mittheilungen in ihr vielleicht auf mehr Zweifel als bei irgend einem Andern; kannte sie ihn doch länger und besser als irgend ein Anderer.

Das Alles war aber, wie gesagt, in ihrer jetzigen Aufregung und nach den Niederlagen, die sie erlitten, völlig vergessen, und in der letzten Viertelstunde, da ihr Wagen bereits vor dem Portikus hielt und der

Pfarrer, in Abwesenheit der Uebrigen, ihr ernst und gehalten das Geleit gab, sprudelte Alles unaufhaltsam hervor, und sie äußerte sich über die Aufnahme, die ihr und ihrer Botschaft geworden, über diese letztere selbst, über ihres Bruders unbegreifliche Schwäche, über Alles, was sie von der nächsten Zukunft erwartete, in ihrer hochmüthigsten, bittersten, leidenschaftlichsten Weise, voll Anklagen, voll Beschuldigungen und endlich voll Drohungen wider die Sünderin und alle, welche dieselbe nicht verdammen würden.

Im nächsten Augenblick bereute sie aber auch schon ihre Unvorsichtigkeit, denn des Pfarrers Auge begegnete dem ihren mit einer Art von bannender Gewalt und seine Worte drangen mit unerbittlicher Schärfe in ihr Herz: „Was wollen Sie eigentlich, meine gnädige Frau? Halten Sie es für möglich, daß wir Ihres Herrn Sohnes Bericht für unumstößlich wahr erklären und in Charlottens Schritt als einziges Motiv nur die ordinäre, niedrige Sinnlichkeit erkennen — gleich ihm? Wir sollten sie verwerfen, ohne sie, ohne Andere über sie gehört zu haben? Das sei fern von uns, Frau Baronin! Und das Eine spreche ich Ihnen schon jetzt aus: dem Herrn Grafen gegenüber kann Charlotte nicht ganz im Unrecht sein."

„Wir sprechen uns weiter, mein Herr!" sagte die

Baronin, all ihren Hochmuth zusammennehmend. „Wir werden unsere Rechte und unsere Ehre zu wahren wissen, dessen seien Sie sicher!"

„Und von uns glauben Sie das nicht, Frau Baronin?" fragte er tief ernst.

„Genug — leben Sie wohl!" sprach sie, seinen Arm zurückweisend und in den Portikus tretend. „Nehmt Euch in Acht mit Eurer Schwäche; das ist mein letztes Wort."

Als der Wagen verschwunden war, kehrte Florian finster sinnend ins Schloß zurück und suchte den Baron auf, um noch einen Versuch zu machen, ihn zum Aussprechen seines Willens in Ansehung dessen zu bringen, was demnächst kommen und geschehen mußte. Allein es war umsonst. Othmar ließ sich auch ihm gegenüber nur zu den kalten Worten herbei: „Die Sache ist abgethan. Sie hat ihren Weg gewählt, und wohin er auch führt, zu mir führt er nicht. Das weiß sie so gut wie ich. Hat sie Othmaringen vergessen, so vergißt Othmaringen auch ihrer. Kein Wort mehr davon!"

Elftes Kapitel.

Der Freund in der Noth.

Es war noch um Vieles stiller zu Othmaringen geworden, als man es je gefunden, denn was bisher dort geherrscht hatte, war doch immer die Ruhe des Lebens gewesen, während sich nun nur noch diejenige des Todes ausbreitete, jenes Laut- und Regungslose, das uns in dem Gemache erschüttert, wo eben das letzte Aufathmen eines Sterbenden erklang. Man vernahm kein lautes Wort, man sah keinen hellen, offenen Blick; die Diener schlichen traurig durch das Schloß, und wo sie eine Thür öffneten, da hörte man's kaum. Im Portikus oder der Veranda sah man niemals mehr einen behaglich Ruhenden, und der grüne, kühle Grund, die schattigen Anlagen, die wunderschönen Plätze am Berge drüben waren so öde und ver-

lassen, als weile im Schloß überhaupt kein Mensch mehr.

Baron Othmar kam, nachdem er von einem neuen Aufenthalt in Neu-Othmar zurückgekehrt war, kaum mehr aus seinen Zimmern heraus und stand, wenn sich überhaupt Jemand ihm zu nähern wagte, diesem nur da noch Rede, wo sich ein Wort eben nicht vermeiden ließ. Frau von Soldnau lebte fort wie im Traum oder in der Betäubung, von keiner Theilnahme wissend, von keinem Interesse, nichts sehend von dem, was sie umgab, nichts hörend, was an ihr Ohr klang. Nur wenn Florian Hausmann, wie jetzt alltäglich, abends auf das Schloß kam und, nachdem er bei dem Baron eingesehen, zu ihr ins Zimmer trat, da schaute sie auf und nach seiner Hand und seinen Zügen, ob die eine ihr nichts brachte und ob die andern von keiner neuen Erschütterung Kunde gaben. Und wenn sie, wie immer, nichts fand, da schlug sie die Augen wieder nieder und ließ den Freund an sich hinreden wie die Andern, ohne Theilnahme und fast ohne Antwort.

Wenn Florian abends kam, fand er die Posttasche auf dem Tisch im Wohnzimmer liegen und den Schlüssel daneben, daß er sie öffnete und den Inhalt kennen lernte und vertheilte und, falls einmal Briefe kämen von unbekannter Hand oder von gar zu bekannter,

diese an sich nehmen und öffnen könnte. Der Baron und auch Frau von Soldnau hatten es so gewollt.

„Daß von ihr etwas kommt, glaub' ich nicht", hatte der erstere in seiner gleichgültigsten Weise gesagt, „aber von Andern in Bezug auf diese Dinge, das wäre möglich. Für mich wäre es; gleich ich will nichts mehr davon erfahren und würde das Eine wie das Andere ins Feuer stecken. Für Dich ist es etwas Anderes. Du hast ja noch Theilnahme für die Welt und ihre Menschen. Also lies und sieh zu, ob Du etwas Deiner Theilnahme Würdiges findest. Mich aber belästige nicht."

„Othmar, ich verstehe Dich immer weniger", hatte Florian Hausmann zürnend erwidert. „Ist das blos— ich spreche es offen aus— Stumpfheit, oder ist's eine Verhärtung alles männlichen und menschlichen, christlichen Gefühls? Darüber muß ich endlich Aufklärung verlangen."

Und der Baron versetzte mit einer Finsterkeit, wie man sie nur in den seltensten Fällen an ihm wahrnahm: „Und ich muß sie Dir verweigern. Ich sagte schon neulich: kein Wort mehr davon! Zwischen mir und ihr ist Klarheit, hier wie überall. Das wird fürs Leben auf der Erde genügen und muß es auch für den Himmel, Pfarrer."

Befriedigt war Florian nicht, wie er es denn auch nicht sein konnte, aber begnügen mußte er sich mit dem Vernommenen. Denn so nahe die Freunde sich auch von jeher gestanden und so viel Einfluß nicht nur, sondern auch Einsicht in sein Inneres der Baron dem Geistlichen zugestand, es gab dennoch in ihm gewisse Grenzen, wo jeder Einfluß aufhörte und über welche hinaus Florian ebenso wenig wie irgend ein Anderer jemals einen klaren Einblick gewann. Da war und blieb Othmar völlig unzugänglich, und von den Beschlüssen, die während seines Lebens zuweilen aus diesem Innersten hervorgetreten waren, hatte ihn nie Jemand weichen oder wanken sehen, mochte dann auch daraus entstehen, was da wollte.

Frau von Soldnau hatte für ihre Bitte, daß der Pfarrer die Tasche öffnen und den Inhalt durch seine Hände gehen lassen möge, keine Gründe angegeben und der alte Freund keine von ihr verlangt; ihr Gefühl verstand er ohne Worte. Und so kam er denn täglich und sah nach den Einläufen, täglich umsonst, denn es kam nicht ein Laut aus der Ferne, der an das Geschehene erinnert hätte, nicht von den Betheiligten selber, nicht von Andern, ferner Stehenden, deren freilich nur wenige mit den Othmaringern noch in Verbindung waren. Allein der Bischof von F., der, wie wir erfuhren,

ein Jugendfreund Florian's war und noch immer getreu mit ihm zusammenhielt, erwähnte in seinem Briefe des unerhörten Falls, der ihm nach seiner Kenntniß von der Unglücklichen so räthselhaft und fast unglaublich war wie irgend einem andern, wirklich Theilnahmvollen, und fügte zum Schluß hinzu: „Es ist mir kürzlich allerdings ein Gerücht zugeflüstert worden, das den Schritt der Aermsten aus einer Sünde erklären wollte, die an ihr begangen sei, einer Sünde, wie ich sie aber nach meiner tiefsten Ueberzeugung in keinem Wesen, das noch den Namen eines Menschen verdient, für möglich halten und die ich auch gegen Dich, theurer Bruder, nicht aussprechen kann. Für mich geht daraus nur hervor, daß es selbst in den Kreisen der großen Welt noch Theilnahme und Erbarmen für die unglückliche Frau gibt und daß man nach einer Entschuldigung für sie sucht. Bei den Ihren, bei Dir versteht sich dergleichen von selber. Mögest Du mir bald etwas Tröstliches melden können."

Florian hatte daraufhin an den Freund um nähere Auskunft geschrieben und, soweit er durfte, die zu Othmaringen herrschenden Zustände nebst dem Wenigen, was ihm über die traurige Begebenheit bisher bekannt geworden war, besprochen, seitdem aber auch hier noch keine Antwort und Aufklärung erhalten.

Aber wenn ihm auch das Schweigen der wenigen übrigen Bekannten am Ende erklärlich war, welche nach der feigen Sitte der Welt vor jeder Berührung der Wunde zurückscheuten, wo sie nicht gar mit jener mit Schadenfreude und scheinheiliger Selbstgenügsamkeit gemischten Neugierde, der wir in ähnlichen Fällen wohl auch sonst treue und wackere Menschen unterliegen sehen, auf die weitere Entwickelung und gesteigerten Skandal warteten; wenn er auch ebenso das Verschwinden und Verstummen Charlottens selber gelten lassen mußte, da der Vater es zum mindesten vorausgesagt hatte, doch wohl auf Gründe gestützt, die, obschon sie dem Geistlichen bisher noch verborgen waren, in diesem Fall am Ende zwingend und entscheidend sein konnten: daß auch Henriette schwieg, daß von dem beleidigten Gatten noch immer keine Zeile anlangte, daß die so nahe betheiligten Verwandten in der Residenz weder im Guten noch im Bösen etwas von sich hören ließen, das wurde dem treuen Manne täglich räthselhafter und selbst für sein Herz und seinen Kopf zu einer täglich sich erneuenden, fast nicht mehr zu ertragenden Qual, ja wie zu einer Art von Vorzeichen eines neuen, furchtbaren Unglücks. Und es kam dahin, daß selbst er sich erbeben fühlte, sobald er die Posttasche erblickte, und daß er zitternd den Inhalt herauslangte,

der ihm doch jeden Tag nur die gleiche Täuschung brachte.

Er zermarterte den alten Kopf bei Tage und bei Nacht mit den Fragen, wie er diesem qualvollen Zustand ein Ende machen, wo er Mittel und Wege finden könne, das Genaue und Richtige zu erfahren und endlich das Rettungswerk zu beginnen. Denn daß Florian Hausmann von einem solchen nicht abstand, daß er vor allen Andern vielmehr sich zu demselben nicht nur durch seine Stellung in der Welt und zu der Familie, sondern auch durch seine Liebe zu Charlotten verpflichtet fühlte, das werden die Leser von diesem Charakter wohl nicht anders erwarten können. Ja, er war drauf und dran, sich Urlaub geben zu lassen und selbst nach * * hinüberzureisen, um dort an Ort und Stelle, zwischen den Augenzeugen seine Nachforschungen zu beginnen und von dort aus auch die leisesten Spuren der Verschwundenen zu verfolgen. Und wenn er den Plan fallen ließ, so geschah es nur, weil er über sein Alter und seine Kräfte nicht verblendet war, sondern es für sehr wahrscheinlich halten mußte, daß die Anstrengungen und Aufregungen einer solchen Reise und Thätigkeit ihn vielleicht inmitten derselben erliegen lassen und seine Hülfe auch denen nehmen würden, welchen sie hier, so nothwendig zu sein schien.

Da kam ihm in einer Nacht, wo er wieder so ruhelos und qualvoll sann, der Gedanke, sich an die Prinzessin Constanze zu wenden, welche ihren Aufenthalt ja nicht so entfernt von ** gewählt hatte, daß sie nicht von dem, was dort geschah, hätte erfahren sollen, zumal wenn es Jemand betraf, für den sie sich, wie für Charlotte, voll wahrer Theilnahme und Liebe interessirte.

Florian Hausmann wurde von diesem Gedanken so ergriffen, daß er fast jugendlich rüstig aus dem Bette sprang und sich ankleidete, obgleich kaum der Tag graute Er schalt sich selber, daß ihm dies Alles erst jetzt in den Sinn kam, da er die Theilnahme der Prinzessin für Charlotte doch gut genug kannte und aus der letztern Briefen nicht minder als aus dem des Grafen von der Begegnung beider Frauen erfahren hatte. Ja, er kannte ja die Prinzessin selber besser als mancher Andere und hatte selbst bei ihrer letzten Anwesenheit in Othmaringen wahrgenommen, welchen Schatz von Liebe und Güte, von Ehre und Würde sie sich aus den verwüstenden Stürmen der letzten Jahre erhalten hatte. Bei ihr, wenn bei irgend Jemand, glaubte er Alles voraussetzen zu dürfen, dessen es zu einem billigen Urtheil über die Unglückliche, zum Erbar-

men mit ihr, ja zu ihrer Rettung möglicherweise bedurfte!

Der Morgen dämmerte, wie gesagt, und der Himmel war noch von jener leichten Wolkendecke überzogen, die wir in solcher Frühe gern sehen, da sie uns mehr als die glänzendste Klarheit die schönsten Tage verspricht. Florian Hausmann sah sich das mit einem gewissen Behagen an, denn es war mit einer Art von Trost und Frieden über ihn gekommen: da nur erst der Anfang gefunden war, meinte er, sollte auch wol ein erträglich Ende zu entdecken sein! Er lehnte ein paar Augenblicke in dem geöffneten Fenster und schaute auf die stille Dorfstraße hinaus und auf den 'prächtigen Fluß, der durch eine Lücke zwischen den Häusern drüben sichtbar wurde. Es war so still umher, daß er deutlich das Rollen des Zuges vernehmen konnte, der jenseits eben die Station verließ. Dann folgte das scharfe Pfeifen, und der Geistliche schloß das Fenster und setzte sich an den nahe stehenden Arbeitstisch. Was er vernommen hatte, erinnerte ihn an die Raschheit und Leichtigkeit aller Verbindungen; es bedurfte nur weniger Tage, bis er, wenn Prinzeß Constanze anders wollte, bereits Auskunft erhalten konnte.

Der alte Herr saß und schrieb eifrig; er sah nicht auf, wie wunderbar schön der Tag auch aus den Mor-

genschleiern hervorging, wie glänzend jetzt der erste Sonnenstrahl zu seinem Hause herüberflog, durch das Gerank der blühenden Rosen an seinem Fenster schlüpfte, am schlichten, saubern Vorhang vorbeistreifte und keck- lich bis zu ihm auf den Schreibtisch drang. Erst da statt des freundlichen Strahls plötzlich ein Schatten her- einfiel und sein Papier verdunkelte, erhob er den Kopf und wandte das Gesicht verwundert und dennoch zerstreut dem Fenster zu. Und im nächsten Augenblick sprang er mit jugendlichem Ungestüm auf und ans Fenster, riß es auf: „Herr von Bilingsfelden! Sind Sie's wirklich? Ist es möglich?"

„Lassen Sie mich ein, Pfarrer?" fragte der Herr gedämpft zurück. Man sah's ihm an, daß er eine schwere Zeit verlebt haben mochte, so bleich erschien er und so — verfallen mußte man's heißen. „Seien Sie nicht laut. Man braucht meine Anwesenheit hier nicht zu erfahren."

Florian eilte hinaus und schloß die Thür auf; seine alte Haushälterin schlief noch ihren süßen Mor- genschlaf. Er zog den Ankömmling auf den Flur, ins Zimmer. „Mein bester Herr Baron, setzen Sie sich nur erst, ich will Ihnen ein Glas Wein holen", rief er, das kleine Sopha abräumend. „Sie scheinen sehr angegriffen zu sein!"

„Das kommt bei solcher Jagd schon vor, Pfarrer", versetzte er mit schwachem Lächeln. „Das machen aber ein paar Stunden leiblichen und geistigen Schlafs wieder gut, wie ich ihn hier zu finden hoffe. Und darum vor allen Dingen"— seine schönen, jetzt nur so tief liegenden blauen Augen begegneten denen des Geistlichen mit einem drängenden und zugleich fast angstvollen Blick — „Gräfin Charlotte ist doch wohl hier, bei ihrem Vater?"

Es zuckte ein tiefer Schreck durch des Pfarrers Gesicht. „Das fragen Sie, Herr Baron, und schauen mich so dabei an? Also Sie, von dem ich endlich irgend eine Auskunft über die Unglückselige zu erhalten hoffe— der Graf schrieb ja, daß Sie ihr nachgereist seien! — Sie wissen nichts von ihr, Sie suchen sie hier?"

Wie groß die Ermüdung und Abspannung war, das sah man erst jetzt, da bei des Geistlichen Worten Bilingsfelden's noch immer schöne und edle Züge völlig zusammenfielen. Er ließ sich auch in die Sophaecke sinken und sagte in einem fast dumpfen Ton: „Dann geben Sie mir ein Glas Wein, Pfarrer. Denn es heißt also wieder: Vorwärts!"

Als Florian Hausmann das Nothwendige rasch herbeigeschafft und der Gast, ein paar Gläser schnell hinter einander leerend, sich wieder finster blickend in

die Ecke zurückgelehnt hatte, blieb der erstere vor ihm stehen und sagte, die Hände fest in einander geschlungen: „Sie sind ihr nachgereist, Baron?“

„Gewiß, Pfarrer!“ versetzte Bilingsfelden düster. „Sie bedurfte einer bessern Sauvegarde als der miserablen, nach der sie in der Verzweiflung gegriffen, und mußte erfahren, daß sie in den Augen der Leute von Anstand und Ehre so hoch und rein dastand wie je, daß man ihren Schritt nicht mißverstand. Und obgleich ich nicht mehr viel werth bin“, fügte er düster lächelnd hinzu, „glaubte ich doch noch zu einem solchen Amt befähigt zu sein, ja sogar berufen, denn gerade bei dieser nichtswürdigen Affaire konnte und kann ihr Niemand näher stehen, Niemand eher zu ihrem Schutz, zu ihrer Vertretung berufen sein als ich.“

Der Pfarrer sah ihn tiefsinnig an. „Ich weiß nicht, ob ich aufathmen, ob ich mich freuen darf“, sprach er fast zögernd. „Sie scheinen keine Schuld an der Unglücklichen zu finden, und dennoch —“ Er stockte.

„Und dennoch, Pfarrer?“

„Und dennoch dieser Schritt, der ihr nicht blos in den Augen der großen Welt ihre Stellung nimmt, ihren Ruf vernichtet, sie haltlos in die Welt hineinwirft — O glauben Sie mir, Herr von Bilingsfelden“, brach er,

heftig den Kopf schüttelnd, ab, „ich bin nicht streng und nicht verblendet genug, um alles Unrecht auf ihrer, alles Recht auf des Grafen Seite zu sehen! Ich weiß nicht, was geschehen ist, allein ich darf, ja ich muß glauben, daß Furchtbares um sie und in ihr vorgegangen sein muß, bis sie ihrer Ehre vergessen und sich zu solchem Schritt fortreißen lassen konnte. Indeß dadurch wird nichts gebessert! Nach den Motiven und Ursachen fragt Niemand, dieser Schritt dieser Effect, übertäubt Alles."

„Ihrer Ehre vergessen!" wiederholte Bilingsfelden mit einem Ausdruck, als ob er von allen Worten des Alten nur dieses eine vernommen habe. „Ihrer Ehre vergessen! Um sie zu retten, Pfarrer, o, nur um sie zu retten! Glauben Sie's mir!"

„Herr von Bilingsfelden!" Florian Hausmann lächelte bitter. „Und darum die Flucht mit einem fremden Manne, mit diesem Dagobert Othmaringen, der —"

„Ja, gerade mit diesem armseligen Burschen, dem armseligsten von allen, um dem Menschen, der sie und sich entehrt hatte, ihre grenzenlose Verachtung zu beweisen", sagte Bilingsfelden stark und festen, offenen Blicks. „Um der Welt, um den Ihren zu zeigen, daß sie um ihrer selbst willen und nicht um einen Andern brechen wollte mit dem Ehrlosen, brechen für immer

und bis auf den Grund, weil sie's eben nicht vermochte oder vielleicht auch nicht wollte, ihn in seiner nackten Ehrlosigkeit Euch vor Augen zu führen! Glauben Sie mir, Pfarrer, das war's, das allein ist's! Das habe nicht ich allein erkannt, sondern das werden — ich habe das Vertrauen! — auch noch Andere begreifen, ohne gleich mir die nähern Umstände des an ihr begangenen Verbrechens zu kennen oder dies Verbrechen zu ahnen!"

Es verging eine lange Pause des gedankenvollsten finstern Anschauens, bis der Pfarrer langsam sprach: „Und wenn dem Allem so wäre, Herr Baron, wenn dieses Verbrechen — auch der Bischof erwähnte eines solchen Gerüchts" —

„Sehen Sie, Pfarrer? Sehen Sie? Ich wußte es wohl, daß auch Andere für sie eintreten, sich nicht täuschen lassen würden!"

„Und dennoch, Herr Baron! Verkennen Sie mich nicht! Ich bin derjenige, der am wenigsten an ihre Schuld glaubt, ich bin derjenige, der sie hier, solange es möglich, vertrat! Ich will es auch immer noch hoffen, ja schon jetzt Ihnen glauben, daß ihre Unschuld in dem Hauptpunkte erwiesen wird, daß ihre Flucht gewissermaßen keine freiwillige, vor allem, daß sie keine Folge eines unlautern Verhältnisses, sondern eine erzwungene war. Allein diese Flucht mit dem fremden Manne,

wiederhole ich, wird stets gegen sie zeugen; sie bricht nicht nur mit ihrem Gatten, sondern auch mit den Ihren, mit der ganzen gesitteten Welt. Und wenn ich auch Ihre Erklärung für möglicherweise richtig halten kann, so finde ich, so finden sicherlich auch Andere in derselben ein — sage ich: schier unnöthiges Raffinement, das der einen unverzeihlichen Schuld eine zweite, kaum weniger unverzeihliche hinzufügt und mir mehr als alles Andere gegen die Unglückliche zu sprechen scheint!"

„Es gibt Stunden und Begegnisse, Pfarrer, denen auch der klarste Kopf, das reinste Herz nicht gewachsen bleibt, wo man nicht trocken zu rechnen im Stande ist!" sagte Bilingsfelden finster.

„Herr Baron, wo ist hier die trockene Rechnung?" fragte Florian nicht ohne Schärfe. „In dieser Flucht mit dem fremden und obendrein zweifelhaft berufenen Manne, oder in der natürlichen, offenen Abreise mit ihrer Freundin, ihrer Bedienung?"

„Nochmals, Pfarrer", versetzte der Baron wie vorhin, „es gibt Stunden, wo man nicht mehr man selbst ist, wo man nicht denkt, sondern geradezu, ohne Ueberlegung, nach dem Ersten Besten greift. Tausendfache Schmach über den, der ein solches Geschöpf wie Charlotte in eine solche Lage versetzte! Freilich, ich will nicht leugnen", fügte er nach einer kurzen Pause,

düster das Haupt schüttelnd, hinzu, „daß ich in Henriettens Begleitung etwas wie einen Trost gefunden haben würde! So allein —"

Der Pfarrer sah hoch auf. „Aber Henriette hat sie ja begleitet, schrieb der Graf!" rief er.

„Henriette? Begleitet? Das ist eine offenbare Lüge, Pfarrer!" brach Bilingsfelden aus, indem er zugleich auch von seinem Sitz auffuhr. „Ich habe das Fräulein an dem Morgen, bei der Entdeckung der Flucht, mit meinen eigenen Augen gesehen und sehe noch ihren Blick voll furchtbaren Entsetzens, voll von tödtlichem Haß auf den Nichtswürdigen gerichtet! Und daß sie ihr nachgereist sei— bah, sie hätte mir begegnen müssen! Pfarrer, Pfarrer, haben Sie denn auch von ihr keine Nachricht? Was steckt hinter dieser Lüge?"

Florian Hausmann stand einen Augenblick wie betäubt. „Also wirklich sie ganz allein mit jenem Menschen, ohne irgend einen andern Halt und Schutz!" sagte er endlich mit in einander gepreßten Händen und mit bebender Stimme. „O, dann ist Alles vorbei! Dann begreife ich ihr Verstummen und Verschwinden! Dann, mein Herr Baron", fügte er bitter hinzu, „fällt Ihre Erklärung, wie mir scheint, völlig zusammen. Es wird wenigstens kein Mensch mehr daran glauben."

„Und wiederum thun Sie ihr Unrecht", versetzte der

finstere Mann. „Es ist hier etwas, das ich nicht verstehe. Allein daß ich Ihre Charlotte richtig beurtheile, das erweist sich auch dadurch, daß sie sich von jenem Burschen entweder sogleich oder nach wenigen Tagen getrennt hat. Sie wissen“, fuhr er mit dem gleichen Ausdruck, aber mehr referirend fort, indem er mit einer ungeduldigen Bewegung des Hauptes den von neuem hoch aufsehenden Geistlichen zum Schweigen verwies, „daß ich ihr sogleich nachreiste, sie aber trotzdem nicht zu entdecken vermochte. Das ist in jenen Gebirgsthälern am Ende kein Wunder, ja es ist überhaupt fast unmöglich, wenn sich Jemand verbergen will und wir die Behörden und ihre Entdeckungsmittel nicht in Anspruch nehmen können. Von ihr fand ich also keine Spur, den Namen des Herrn Dagobert traf ich aber schon nach acht bis zehn Tagen zu G. im Fremdenbuch. Er war tags zuvor angelangt, allein, Pfarrer, mit einem Diener, morös und sichtbar hinfällig, und am Abend mit dem Dampfer nach L. weitergereist, auch allein. Ein Irrthum fand hier nicht statt. Ihn hätte ich also haben können, allein was that ich mit ihm? Ich stieß auch hernach noch zweimal auf seinen Namen; er ist entschieden in die Residenz gegangen und das schließt allein schon ihre Begleitung aus. Jetzt, da sie auch nicht hier ist, werde ich ihn freilich

aufsuchen und mir ihre Adresse holen. Sie soll nicht allein sein mit ihrem Unglück! Wenn Ihr sie im Stich laßt, ich thue das nicht", schloß er im härtesten Ton.

Inzwischen war der Tag längst schon völlig heraufgekommen, im Dorfe regte sich das gewöhnliche Leben, und auch im Pfarrhause wurde es allmälig laut. Eben da Herr von Bilingsfelden seine letzte Mittheilung endete, öffnete sich die Thür und die alte Haushälterin blickte kopfschüttelnd herein. „Hochwürden, Hochwürden", sagte sie mißbilligend, „schon wieder so früh auf? Wenn Sie mich doch wenigstens nur — heiliger Joseph, das sind ja der Herr Baron!" brach sie erschreckend ab, da sie jetzt Bilingsfelden erblickte, der sich wieder in die Sophaecke gesetzt hatte.

Florian Hausmann winkte ihr Schweigen zu. „Kein Wort vom Herrn Baron draußen", sprach er ernst; besorgt uns das Frühstück, Wirthschafterin." Und als die Alte sich gehorsam zurückgezogen hatte, fuhr er gegen Bilingsfelden gewendet fort: „Ich weiß nicht, ob ich Ihren Willen treffe, Herr Baron! Aber da Sie Ihre Erwartung hier leider nicht erfüllt finden, und wie es droben auf dem Schlosse steht dachte ich —"

Da er innehielt, versetzte der Andere, die Achseln zuckend und in bitterem Ton: „Sie haben durchaus

Recht, Pfarrer. Meine Hoffnung war umsonst, und es heißt für mich daher wieder weiter gehen, und zwar um so entschiedener, als sich dies Alles ja noch mehr zu verwickeln scheint. Auch über den Erfolg einer Vermittelung droben brauche ich mir keine Illusionen zu machen nach dem, was ich hier bei Ihnen erfuhr. Es wäre ja überhaupt die Frage, ob der alte Herr mich empfangen würde. Ich habe das schon erfahren!"

„Beim allmächtigen Gott, Sie thun mir Unrecht, Herr Baron!" sagte Florian mit hörbar großer Bewegtheit. „Ich muß es wiederholen und Sie dürfen mir es glauben, daß nicht ich es bin, welcher an die Schuld des unglücklichen geliebten Kindes glaubt und es ungehört verdammt und ungehört es draußen, fern von den Seinen, fern von allen Treuen, vollends zu Grunde gehen lassen will. Wie die Sachen stehen, kann ich ja ihre Unschuld freilich leider auch nicht vertreten, bis es Licht wird in diesem, ich weiß nicht, ob schrecklichern, ob traurigern Dunkel, und bis ich erfahre, was sie zu jenem Schritte zwang, was sie sich verbergen und uns fliehen läßt, was auch Henriette zu diesem entsetzlichen räthselhaften Schweigen veranlaßt. Das geht Tag und Nacht mit mir herum", fuhr er fast schmerzlich fort „denn wenn ich je ein Kind der Erde geliebt habe, so ist es dieses Kind gewesen, das wir alle wie unser eigenes,

wie unsern höchsten Schatz, wie eine segensvolle Gabe unsers Herrn und Gottes ansahen! O glauben Sie mir, Baron, es ist etwas unaussprechlich Entsetzliches in dieser unserer Abgeschiedenheit und Hülflosigkeit, in diesem glühenden Wunsch, zu helfen und zu retten, und in der Unmöglichkeit, etwas zu seiner Erfüllung zu thun! Und obendrein stehe ich ganz allein. Baron Othmar ist völlig unzugänglich und fest verschlossen; ich erfahre von ihm nicht einmal, weshalb das Kind gar nicht an die Heimkehr, an einen Begütigungs- und Versöhnungsversuch denken sollte, wie er davon überzeugt zu sein behauptet. Frau von Soldnau ist durchaus unzurechnungsfähig, wie gelähmt. Und ich, der alte, der Welt entfremdete Mann, was kann ich thun, an wen mich wenden? An den Grafen?" Sein Auge verdunkelte sich. „Es bedurfte Ihres bestimmten Ausspruchs nicht, um mich gegen ihn mit Mißtrauen zu erfüllen. An Henriette? Sie war ja für mich gleichfalls verschwunden. An die Dienerschaft, die Behörden? Sie sind für uns nicht minder ausgeschlossen als für Sie. So blieb mir denn nur noch eine Aussicht, eine einzige Persönlichkeit, und an die schrieb ich, als Sie mich vorhin überraschten. Es ist Ihre Hoheit die Frau Prinzessin", schloß er.

Bilingsfelden lächelte finster. „Das ist nichts. Daß

sie sich anfangs nicht dahin wandte, das weiß ich; ob neuerdings, ja ob sie auch nur Ihrer Hoheit Nachricht von sich gab, das bezweifle ich, und nicht minder, daß Sie von dort eine in Ihrem Sinne befriedigende Nachricht erhalten würden. Ihre Hoheit denkt, wie wir erfahren haben, sehr streng und hier möchte sie möglicherweise noch einen besondern Grund zur entschiedensten Verdammung zu haben glauben. Aber geben Sie mir die Hand, Pfarrer", fuhr er sich erhebend fort und bot dem Geistlichen mit einer Art von Herzlichkeit die Rechte hin. „Ich habe Ihnen wirklich Unrecht gethan, sehe ich, und ich beginne überhaupt Alles in anderem Lichte, hoffentlich richtiger zu sehen. Es ist jetzt doch ein Glück, daß ich herkam!"

„Ein Segen des Himmels, Baron!" versetzte Florian, die dargebotene Hand fest in der seinen haltend. „Ich fasse wieder Muth. Ich sehe noch die Möglichkeit einer Rettung. Wir müssen zusammenhalten, Baron, und wir müssen klar sein über die nöthigen und möglichen Schritte. Vor allem aber muß ich eine Erklärung und Begründung Ihrer Anklage gegen den Grafen erhalten, die weder Charlotte selbst noch Henriette erheben zu wollen oder zu können scheint, obgleich sie nach Ihren Andeutungen die Unschuld der Unglücklichen zweifellos erscheinen lassen würde."

„Daß Charlotte sie nicht erhebt, das begreife ich, Pfarrer", entgegnete Bilingsfelden düster und brach ab, da die Haushälterin eben das verlangte Frühstück hereinbrachte und auf dem Tisch ordnete. Die Aufforderung Florian's, zuzugreifen, lehnte er ab. „Hernach vielleicht", sagte er zerstreut. „Jetzt haben wir Anderes zu thun. Mein Bericht kann nicht ganz kurz sein und dazu muß ich auch von dem Briefe des Nichtswürdigen mehr erfahren. Und die Zeit drängt. Ich hörte auf der Station, daß um zehn Uhr der Eilzug vorübergeht; ich darf ihn nicht versäumen."

Und erst, da sie wieder allein waren, fuhr er fort: „Also ich begreife Charlottens Schweigen und Verschwinden, ja ich könnte es mir auch von Fräulein Henriette erklären, wenn sie einerseits wirklich eingeweiht ist, und wenn andererseits — ich will wünschen, daß ich mich über sie und ihre Stellung getäuscht habe", brach er ab. „Es ist da irgend etwas nicht, wie es sein sollte, und diese Lüge des Grafen und Henriettens völliges Verstummen spricht leider eher für als gegen mein Mißtrauen. Genug aber", redete er von neuem weiter und fuhr sich langsam mit der Hand über Augen und Stirn, „was geschah, ist von der Art, daß für jede Frau von Gefühl, von Herz und Ehre nur die augenblickliche Trennung übrig bleibt oder der Tod,

sei es ihr eigener, sei es der des Verbrechers, und daß sie auch wieder lieber sterben wird, als daß sie sich gerade ihren Lieben offenbarte."

Florian stand bleich vor dem finstern Manne und sein Auge ruhte auf ihm mit dem gleichen Ausdruck. „Auch mir, dem Beichtvater, nicht?" fragte er.

„Auch Ihnen nicht, Pfarrer", lautete die Antwort. „Dafür hat auch der Himmel keinen Trost, und die Gesetze der Menschen haben dafür keine Sühne. Da kann nur der Einzelne als Rächer erstehen."

„Und Sie selbst, Baron, schweigen auch Sie gegen mich?" fragte Florian gepreßt.

„Auch ich vermag nur anzudeuten, alter Freund. Vor allem aber muß ich Ihnen wenigstens die Umrisse des Vorausgegangenen geben." Damit begann er eine flüchtige Schilderung der Zustände und Personen, die er in * * gefunden, sprach von Felix und seiner Leidenschaft für die verschwundene Hildegard, erwähnte Charlottens auffällige Erregtheit und ihre Nachsicht gegen das rücksichtslose Treiben des Gatten, gegen Dagobert's verdächtige Huldigungen und gab endlich den Inhalt von jener letzten Unterhaltung im rothen Kabinet an. „Sie sehen, Pfarrer", schloß er, „das Alles lief darauf hinaus, von ihr frei zu werden und zwar durch einen entscheidenden Schritt von ihrer Seite.

Weshalb diese" — er lächelte bitter — „Rücksicht, weiß ich zwar nicht —"

„Aber ich vielleicht", unterbrach ihn Florian, welcher regungslos diesen traurigen Offenbarungen gelauscht hatte, gleichfalls mit einem verachtungsvollen Lächeln. „Ich habe mich also nicht über ihn getäuscht, allein bei ihm selbst dürfte das der Fall gewesen sein. Aber fahren Sie fort, Baron. Mir fehlt noch immer die Hauptsache."

Bilingsfelden schaute einen Augenblick finster sinnend vor sich hin, und als er dann wieder aufsah, traf sein Auge das des Andern mit einem eigenthümlich dunklen und zugleich festen Blick und er sprach gedämpft: „Nun denn, Pfarrer, nehmen Sie also Alles, was ich sagte: diesen Willen, von ihr loszukommen, aber den Schritt von ihr thun zu lassen, diese grimmigen Klagen über ihre unüberwindliche Geduld, diese Mittheilung an mich, den er ja wohl für ein verlorenes Subject halten, dem er sogar ein nichtswürdiges Interesse für die schöne Frau zutrauen mochte. Er bot mir den Beweis an, daß er sie zu Allem bringen könne, was er wolle, obgleich sie ihm doch mißtrauen, zürnen müsse. Er zeigte mir, wie man von seinem Zimmer das anstoßende meine und umgekehrt übersehen könne, und machte mich, da das unglückliche Weib gerade zu uns kam,

noch einmal darauf aufmerksam, bevor ich ging. Und dann endlich denken Sie an jene alte Geschichte des Herodot, wo der König seinem Freunde — dort freilich nicht aus infamer Berechnung', sondern aus barbarischer Prahlerei — die Reize —"

„Baron!" Es war eine Art von dumpfem Schrei, der sich aus Florian's Brust rang.

„Also, mein Herr Pfarrer, er behandelte seine reine, ehrbare, schuldlose Frau, wie er annahm, vor den Augen eines Fremden wie eine feile Dirne, so war sein Plan. Und derselbe mußte wohl gelingen, obschon die Annahme des Zuschauers oder Hörers falsch war. Denn wenn sie davon erfuhr, wie es denn geschah, vielleicht durch den Elenden selbst, so war für sie die Berechnung allein genug, es bedurfte des Dritten gar nicht einmal." Und da Florian wie völlig erstarrt schwieg, fügte Bilingsfelden stolz und hart hinzu: „Ich habe keinen Zeugen als mein Wort. Aber gleichviel, das muß und wird seiner Zeit genügen. Ich will zuerst nur sie retten, die — es ist ja so! — fast um meinetwillen vernichtet wurde, dann komme ich zu ihm."

„O Herr Gott im Himmel und ihr Heiligen alle, verhüllt ihr euer Antlitz nicht vor dieser Erde und ihren Menschen?" brach der Pfarrer endlich verzweiflungsvoll aus. „O Kind, mein armes Kind! Du — du!"

Die Thränen stürzten aus seinen Augen, und er preßte wie vergehend beide Hände vor die Stirn.

So stand er, bis Bilingsfelden in tiefer Erschütterung herantrat und die Hände ergriff und herabzog. „Verzagen Sie nicht, mein alter Freund", sagte der Herr, und seine Stimme klang mild und auch in seinem Gesicht erschien ein Zug der herzlichsten Theilnahme. „Ich hoffe zu Gott, daß es auch für das arme Kind noch nicht zu spät ist. Wir werden sie wiederfinden, wir werden sie retten. Aber säumen dürfen wir allerdings nicht. Wenn ich nur erst den Burschen, den Dagobert, fassen kann!"

„Nein, säumen nicht, keinen Augenblick säumen!" versetzte der Pfarrer, noch immer heftig erregt. „Ich darf gar nicht denken an diese Wochen, die schon ungenutzt vergingen. Es ist, um den Verstand zu verlieren! Und vor allen Dingen", fügte er finster aufblickend hinzu, „müssen wir sorgen, daß man hier, dort oben keine Stunde länger in dieser furchtbaren Verblendung bleibt und sich durch die Lüge bestricken läßt."

Bilingsfelden sah ihn ein paar Sekunden lang düster sinnend an. „Ich weiß nicht, alter Freund, ob ich Ihnen darin zustimmen darf", entgegnete er dann. „Ich sagte schon vorhin, wie der alte Herr nun einmal ist und von mir denkt —"

Florian neigte zustimmend das Haupt. „So meine ich's auch nicht", unterbrach er ihn, jetzt wieder völlig gefaßt. „Das ist mein Amt, und ich weiß, daß es kein leichtes sein wird. Sie reisen und retten unser Kind und führen es uns zu, in den Frieden der Heimat. Wollte Gott, ich könnte Sie begleiten! Aber ich darf diesen Gedanken nicht mehr Raum geben. Wir haben noch so Vieles zu bereden, wir müssen auch von Henrietten sprechen. Wenn sie nicht mit Charlotte ging und ihr, wie Sie glauben, auch nicht nacheilte, was wurde dann aus ihr?" Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Kommen Sie, Baron, und stärken Sie sich! Sie dürfen den Zug nicht versäumen, er hält nur zwei Minuten."

Als der Pfarrer seinen Gast eine Stunde später zur Fährstelle am Fluß gebracht, das schnellste Boot ausgesucht und ihn dem Bootsmann zur äußersten Eile empfohlen hatte, wandte er sich nach dem ernsten Abschied ins Dorf zurück und stieg mit seinem raschen Schritt zum Schloß hinauf, um mit der neuen furchtbaren Kunde den Trotz und thörichten Hochmuth — so hieß er es jetzt noch entschiedener vor sich als bisher — des betrogenen Vaters zu brechen. Seine Eile war leider umsonst gewesen, denn Baron Othmar hatte sich heute in aller Frühe schon wieder in seine alte gewöhnliche Einsiedelei zurückgezogen.

Es war so zu sagen nur ein Zucken der unange-

nehmsten Enttäuschung, das durch Florian's Gesicht glitt. Dann war sein Entschluß auch schon gefaßt, und mit einem „Nun denn in Gottes Namen!" schritt er durch die Veranda, die Terassen hinab, die jenseitige Höhe hinauf und rüstig Neu-Othmar zu. Daß die Schwierigkeiten dort oben wuchsen, wußte er, allein er war entschlossen, sie zu besiegen; denn jeder Gedanke, der dem unglücklichen Kinde noch Unrecht that, jede Minute, die beim Werk der Aufklärung, der Rettung verloren ging, erschien ihm wie eine nie zu verzeihende Sünde. Und er drang auch durch bis zu dem ihn mit finsterem, zürnendem Erstaunen empfangenden Freund; er wies dessen zorniges: „Ich will nichts mehr von diesen Dingen hören!" mit einem noch entschiedenern: „Du mußt!" zurück und theilte dann in scharfen, fast harten Umrissen das Nothwendigste mit.

Das zuerst mißmuthige und ungläubige, bald aber immer finsterere Lauschen Othmar's und der endlich aus jedem Zuge, jedem Blick hervorleuchtende Zorn führten indessen zu keinem gewaltsamen Ausbruch. Dagegen geschah etwas Anderes, das der Freund noch weniger für möglich gehalten hatte: die alten Augen zerdrückten wie mit furchtbarer Anstrengung eine aufsteigende Thräne, und dann sagte er dumpf: „Du und Bilingsfelden, Ihr irrt Euch. Der rechte Verderber ist nicht

jener entmenschte Nichtswürdige, sondern der bin ich der unmenschliche Vater. Denn in jener Stunde, da ich mit ihr über des Menschen Antrag sprach, hab' ich ihr von seinem Ruf, von dem Urtheil über ihn geredet und ihr gesagt, daß sie, wenn sie sich trotzdem für ihn entscheide, auch ohne Weigern und Wanken alle Folgen auf sich nehmen und tragen müsse. Eine Trennung von dem einmal erwählten Gatten, gleichviel aus welchen Gründen, würde ich niemals anerkennen, und die sich Trennende scheide damit auch von den Ihren und finde zu Othmaringen keinen Platz mehr für sich. Das mußte ich ihr sagen, auch um derer willen da in der Residenz, denen ich einmal erklärte, daß auf Othmaringen nur die Ehre hausen dürfe und die Unehre nie eine Statt finde. Sie nahm das wie etwas Selbstverständliches an und — ich kenne mein Kind! — sie hat es nicht vergessen. Siehst Du, Florian, so ist sie uns durch mich verloren. Aber freilich", fügte er in gleich dumpfem und schweren Tone hinzu, „ich habe nur an einen menschlichen Sünder gedacht und auf menschliche Sünden gerechnet."

Ende des dritten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.
Papier von Julius Lange in Jeßnitz bei Dessau.

Von **Edmund Hoefer** erschien ferner in der Verlagshandlung des „Album“, Ernst Julius Günther in Leipzig:

Tolleneck.

Eine Erzählung aus der Napoleonischen Zeit.

Drei Bände.

Neue Ausgabe. Preis 22½ Ngr.

Der große Baron.

Eine Geschichte.

Zwei Bände. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Mütze und Krone.

Roman in fünf Bänden

von

Herman Schmid.

Preis 4 Thlr.



